Mennonitische Rundschau.

[Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

21. Jahrgang. 8. August 1900. No. 32.

Aus Mennonitischen Kreisen

Wo bleibe ich?

Hätte nicht die Versuchung an den ersten Menschen gerade bei dem eigenen „Ich" angefaßt, so würde der Teufel wahrscheinlich einen schwereren Stand gehabt haben. Das eigene Selbst, das „Ich", ist aber auch heute noch so hervorragend, daß jeder, der sich selbst prüft, sagen muß: Die meisten Sünden begeht man, indem dem „Ich" zu viel Spielraum gelassen wird. In jeder Lage des Lebens, in der Familie, im gesellschaftlichen und kirchlichen Leben kommt uns ganz unwillkürlich die Frage: „Wo bleibe ich?" Ein jeder hat nach unserm Verständnis eine Stellung in der Familie, in der Gesellschaft, in der Gemeinde. Welche Stellung nehme ich ein, das ist immer die richtige Frage.

In der Familie scheint sich die Frage so natürlich zu lösen: Der Vater das Haupt, die Mutter die treue Stütze und die Kinder in treuer Anhänglichkeit und im kindlichen Gehorsam den Eltern untergeordnet und untereinander gleichberechtigt. Ja, so sollte es sein. Leider aber ist es nicht so. In wie vielen Familien tritt bei dem Vater statt des milden Regierens ein herrisches: „Wo bleibe ich?" Ich bin der Herr, der Gebieter, dem sich alles bedingungslos fügen muß. Wenn ihr euch nicht fügen wollt, wo bleibe ich dann mit meiner Autorität? Die Folge solches Thuns kann nicht ausbleiben: Statt den Vater zu lieben, fürchten sich die Kinder und leise regt sich in ihnen vielleicht anfangs in verwundet klagendem Ton: „Wo bleibe ich? Habe ich keine Rechte?" Das Kindesgemüt wird verletzt. Es wird gehindert, sich aufzumachen und das Gute zu suchen. Dies ist das Aergern der Kleinen, welches Jesus in der Bergpredigt tadelt und verwirft. Paulus warnt auch (Eph. 6, 4) vor dem Reizen der Kinder zum Zorn. Hierin liegt oft der Grund, daß Eltern die Macht über ihre Kinder verlieren.

„Wo bleibe ich?" muß auch die Mutter im Hause oft fragen, wenn sie von früh bis spät um die Angehörigen sich abmüht, ohne zur Ruhe und Sammlung zu kommen. „Habe ich nicht auch Rechte? Bin ich nur Dienerin?" Nicht selten aber ist's, daß der böse Feind sich hinter diese Frage legt und dieselbe schürt, bis sie zur Auflehnung führt. Da erhebt sich die Frau wider den Mann, die Tochter wider die Mutter, der Sohn wider den Vater, einer gegen alle und alle gegen einen. Das „Ich", das „Wo bleibe ich?" ist zu einem Stein geworden, an dem das häusliche Glück, der Familienfriede gescheitert. Der Vater will seine ihm von Natur zuerkannte Stellung über die durch die christliche Liebe und Nachsicht gebotenen Schranken ausdehnen. Die Frau will, weil das „Ich" verletzt ist, mit einem aufbrausenden „Wo bleibe ich?" einen Teil der Herrschaft an sich reißen; die Kinder, durch ungewöhnliche Strenge gereizt, verweigern auch bei gerechten Forderungen den Gehorsam und fragen auf ihre Rechte pochend: „Wo bleibe ich?" Woran fehlt's? Wie kann das Glück in die Familie wieder Einkehr finden? Wir sagen dadurch, daß sich Vater, Mutter und Kinder die Antwort auf die Frage in der Heil. Schrift und im innigen Verkehr mit Gott suchen. Das „Ich" muß zurücktreten und ein wahrer Geist der Liebe muß einziehen, der den Eltern Weisheit und Verstand giebt, die Kinder zu lenken und zu ziehen in der Zucht und Ermahnung zum Herrn. Man lehre die Kinder frühe, das Haus, das Heim, **vor allen andern** zu lieben. Man soll den Kindern daheim Genüsse bereiten, dann werden sie und brauchen sie dieselben nicht anderswo suchen. Die Kinder aber sollen sich fügen und den Eltern im kindlichen Gehorsam anhangen. Wenn auch das Elternhaus einfacher ist als manches Haus in der Fremde, so birgt dasselbe doch das Herrlichste und Beste, was ein Mensch auf dieser Welt haben kann: die Liebe der Mutter, welche nur von der göttlichen Liebe übertroffen wird. Darum sollten auch Kinder mehr und fester an der Heimat halten. —

Tritt uns schon in dem engen Kreise der Familie die Frage: „Wo bleibe ich?" mit so deutlichen Farben entgegen, so wird dieses aber noch viel deutlicher im gesellschaftlichen Leben, wo die verwandtschaftlichen Schranken mehr zurücktreten. Man braucht da weniger Rücksicht nehmen, oder glaubt wenigstens, daß man weniger Rücksicht zu nehmen brauche, und das „Ich" tritt überall mit mehr oder weniger großer Schärfe hervor.

„Wo bleibe ich?" ruft der Höhergestellte aus, „wenn ich meiner Stellung nicht Achtung und Ansehen verschaffe?" und knechtet seine Untergebenen ohne Rücksicht auf deren Rechte. „Wo bleibe ich," ruft der Arbeitgeber, „wenn ich für die Arbeit die besten Löhne zahle, wo ich doch billige in Fülle haben kann?" und zahlt dem Vater einer großen Kinderschar einen kleinen Lohn, trotzdem derselbe mehr, treuer und besser arbeitet als der junge Mann, der dazu seinen Verdienst mißbraucht. „Wo bleibe ich," entschuldigt er sich, „wenn ich mich von Rücksichten wollte leiten lassen bei der Anstellung von Arbeitern? Einer ist so gut wie der andere und der Familienvater muß zufrieden sein mit dem, was er erhält. Geschäft ist Geschäft; bleibt mir mit der Nächstenliebe aus dem Geschäftsleben, da hört die Freundschaft auf." Das ist das rechte selbstsüchtige „Ich", das immer die Frage: „Wo bleibe ich?" dahin beantwortet, daß es für sich den möglich größten Gewinn auf Kosten seiner Mit- und Nebenmenschen zu verschaffen sucht. Im Umgang mit seinem Nebenmenschen tritt die Selbstsucht mit großer Rücksichtslosigkeit auf. Wie viel giebt man da nicht auf die Antwort auf die Frage: „Wo bleibe ich? Wo ist meine Stellung in der Gesellschaft, die mir mein Erfolg im öffentlichen Leben, im Geschäft, auf der Farm, in der Schule, in der Office oder sonstwo einzunehmen erlaubt? Wozu soll ich da auf andere Rücksicht nehmen?" Die heutige weltliche Gesellschaft ist in der Beantwortung dieser Frage sehr rücksichtslos. Der kleine Geschäftsmann ist gegenüber seinem Helfer gerade so rücksichtslos wie der Eigentümer eines modernen Allerweltsladens, in welchem der einzelne Arbeiter dem Arbeitgeber nur der Nummer nach, aber nicht dem Namen nach bekannt ist. Auf die geistigen Bedürfnisse des Arbeiters achten weder der kleine noch der große Arbeitgeber. Für beide ist die Frage: „Wo bleibe ich?" die erste und vornehmste. „Wo bleibe ich? wenn ich auf alle solche Dinge Rücksicht nehmen soll, was sind die Arbeiter mir, ich zahle für ihre Dienste und damit sind wir fertig." Gesellschaftlich stehen sich Arbeitgeber und Arbeiter selbst in unserem Lande der persönlichen Freiheit und Gleichheit nur zu weit voneinander getrennt. Das „Ich" hält den Arbeitgeber davon ab, sich mit seinem Arbeiter gesellschaftl ch näher einzulassen. —

Doch ist auf der andern Seite beim Arbeiter die Frage: „Wo bleibe ich?" auch nicht tot. Mag auch die Frage nicht ganz so ungerechtfertigt erscheinen, wenn sie kommt zu einer Zeit der Arbeitslosigkeit. Dann kann der Arbeiter auch wohl fragen: „Wo bleibe ich, und mit mir die Meinen, die auf mich angewiesen sind?" Die Frage kommt zu irgend einer Zeit, fast an jeden Arbeiter heran. Und zu beantworten ist die Frage nicht so leicht. Da liegt oft viel tiefes Leid und heimlicher Kummer darin verborgen, besonders dann, wenn die Arbeitslosigkeit unverschuldet ist. Da ist auch nicht immer die bloße Selbstsucht, die die Frage veranlaßt. Wohl dem, der in solchen Zeiten die rechte Quelle für die Antwort zu finden weiß. Man findet die Antwort im Gebet. Und kommt die Hilfe auch nicht sofort, so kommt sie doch, wenn die Not am größten ist. Der Herr versucht keinen über Vermögen. Wenn die Ernte fehlgeschlagen, das Geschäft sich nicht bezahlt, die Einkünfte sich nicht so eingestellt, dann kommt allen die Frage: „Wo bleibe ich?" und immer giebt Gott eine Antwort auf diese Frage.

Anders ist es, wenn sich der Mensch die Antwort selber geben will. Unzufrieden mit seiner Stellung fängt der Mensch an zu fragen: „Wo bleibe ich?" Ich habe gerade so viele Rechte als andere Menschen, ich bin gerade so gut als mein Nachbar, oder noch besser, der hat es so gut, der verdient so viel und ich muß mich mit kärglichem Lohn begnügen: „Wo bleibe ich mit meinen Rechten als Bürger und Mitglied der Gesellschaft?" Zu der Unzufriedenheit gesellt sich der aus der Selbstsucht sich entwickelnde falsche Freiheitstrieb und die Genußsucht. „Ich" und „Wo bleibe ich?" tönt uns aus allen Tonarten in allen Schichten der um die Existenz kämpfenden Masse entgegen. „Ich habe dieselben Freiheiten, dieselben Vorrechte, die andere Menschen haben, wer will mich dann hindern, sie zu genießen?"

Die Rücksichten auf die Mit- und Nebenmenschen werden übersehen und in falschem Eifer beschuldigt man die Reichen, die Arbeitgeber, die Vorgesetzten und die Behörden der Ungerechtigkeit, der Unlauterkeit und des Geizes.

Und was war die Ursache all dieser harten Beschuldigungen? War's nicht oft das, daß Untreue den Arbeiter brotlos machte, den Vorgesetzten veranlaßte, den Schuldigen den Gerichten zu überliefern, welche dem Gesetz den Lauf lassen und den Uebertreter strafen? Doch ist die Uebertretung oft eine solche, die vom weltlichen Gericht nicht als ein Vergehen angesehen wird. Durch Ungehorsam, Unachtsamkeit, Liederlichkeit, Pflichtversäumnis zieht man sich selbst Verluste zu, für deren Folgen man gerne andere verantwortlich macht.

Auch haben so viele einen ganz verkehrten Begriff von ihrer Stellung. „Wo bleibe ich?" fragen sie oft, wenn die Mit- und Nebenmenschen versäumen, ihnen die Rücksicht zu erweisen, die ihnen nach ihrer Meinung zukommt. Welches **Recht** hat ein Mensch überhaupt, von seinem Nebenmenschen Rücksicht zu fordern, wenn er selbst nicht willig ist, sie zu üben? Wenn jemand glaubt, deshalb größeren Lohn, oder mehr Rücksicht zu verdienen, weil er etwa der Sohn eines einflußreichen Mannes ist, oder weil zufällig sein Onkel oder seine Tante in dem Geschäfte interessiert ist, oder weil er zu derselben Gemeinschaft gehört wie der Arbeitgeber, und daß er sich auf diese Thatsachen stützend Freiheiten erlauben darf, von denen er weiß, daß sie andern nicht gewährt werden; der ist entschieden falsch in der Antwort auf seine Frage: „Wo bleibe ich, wenn mir Verwandtschaft, Gemeinschaft u. s. w. keine gesellschaftlichen Vorteile verschafft?"

Ebenso viel Recht hätte nach der andern Seite der Arbeitgeber und er könnte die Frage so stellen: „Wo bleibe ich, wenn ich meine Verwandten nicht im Zügel halten kann, wenn diese schon so großen Lohn beanspruchen, wenn schon die Glieder unserer ganzen Gemeinschaft teilhaben wollen an meinem Geschäft und überall dreinreden?"

Die Sache hat zwei Seiten. Wenn schon von der einen Seite manche ungerechte Forderungen an den Untergebenen gestellt werden, und man durch mannigfache Rücksichtslosigkeit dieselben entfremdet und durch Entziehung mancher Vorteile reizt und verbittert: so ist nach der andern Seite hin der Arbeiter in seinen Forderungen nicht minder ungerecht und unbillig. Der eigene Wert wird sehr hoch angeschlagen. Der Teil der Arbeit, der von einem Arbeiter zu thun ist, ist vielleicht gar nicht so wichtig, wie er es sich denkt und er ist auf seinem Posten noch nicht so unentbehrlich, wie es ihm vorkommt. Es giebt andere, die vielleicht die Arbeit viel besser thun könnten und auch noch billiger, aber man hat sich einmal eine Antwort gegeben und kann's nicht anders heißen als: „Wo bleibe ich? Wenn ich's nicht thue, dann kann's niemand." Man denkt aber nicht daran, daß nur aus lauter Nachsicht, die man in seiner Verblendung aber nicht merkt, in seiner Stellung bleibt.

Mancher unzufriedene Arbeiter würde besser und zufriedener werden, wenn er, statt nach Gründen zur Unzufriedenheit zu suchen, sich der Vorteile, die ihm geboten werden, so recht bewußt würde. Und schließlich hat ein erzwungener Lohn, eine erbettelte oder erschmeichelte Gehaltserhöhung für den Arbeiter keinen innern Wert, giebt ihm keinen Frieden, sondern stachelt zu erneuten Kämpfen gegen die Verhältnisse an.

Ein treuer Arbeitgeber wird den treuen Knecht schon lohnen. Ein untreuer Knecht hat in dem Unfrieden im Innern seinen Lohn dahin. Ein untreuer Vorgesetzter, der seinen treuen Knecht nicht erkennt, begeht gegen sich selbst ein größeres Unrecht als gegen den Arbeiter.

Die rechte Lösung der Frage auch fürs soziale Leben liegt im Wort Gottes. „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." Darin liegt das ganze Geheimnis. Nicht: „Wo bleibe ich?" in dem Sinne beantworten, daß das Hauptgewicht auf das „Ich", sondern auf das „Bleibe". Bleiben ist ruhen. Ruhe finden wir nur in Gott, darum sagt Jesus: „Bleibet in mir, und ich in euch." Wo Christus ist, muß Unfriede und Zwietracht weichen.

Doch nicht nur in der Familie und im gesellschaftlichen Leben kommt uns die Frage: „Wo bleibe ich?" Diese tritt uns auch in der Gemeinde entgegen. Mehr und deutlicher tritt sie hier auf als irgend sonstwo, und bringt eine falsche Antwort hier auch größere und schlimmere Folgen.

Die Gemeinde, oder auch Gemeinschaft, wenn wir die Gemeinde im einzelnen als zu enge Grenze ansehen, ist ja eine Vereinigung zum Zwecke gottesdienstlicher Uebungen und gegenseitiger Erbauung. Innerhalb der Gemeinschaft soll jedes Glied gleiche Rechte und niemand Vorrechte haben. Zur Leitung der Gemeinschaft stehen die Bischöfe, Prediger und Diakonen da, denen von der Gemeinschaft gewisse Rechte eingeräumt werden, aber dafür werden ihnen auch Pflichten auferlegt.

Den Vorstehern der Gemeinde sowohl wie auch den Gliedern kommt die Frage: „Wo bleibe ich?" Die Frage kommt aber nicht ohne Grund, ohne Veranlassung. Bleiben die Rechte der Glieder unangetastet, und beeinträchtigt man die Rechte der Vorsteher nicht, so ist kein Fragen; sobald aber entweder ein Glied oder ein Vorsteher in seinen Rechten gestört wird, dann steigt sofort die Frage auf: „Wo bleibe ich?"

Die Beeinträchtigung in den Rechten ist sicherlich ein Vergehen gegen die persönliche Freiheit, die ein jeder für sich beansprucht. Den schwersten Stand haben in der Gemeinde die Vorsteher. Wie viel wird von diesen verlangt, und wie viel wird ihnen zur Last gelegt. Will's einen deshalb wundern, wenn auch bei diesen gar oft die Frage aufsteigt: „Wo bleibe ich?" Ein Bischof oder Prediger oder Diakon hat eine besondere Aufgabe, welche auszuführen ihm durch mancherlei Hindernisse erschwert wird.

Dem einen ist der Bischof nicht fleißig genug in dem Erwerb zum täglichen Unterhalt, während der andere denselben Bischof beschuldigt, daß er zu viel Zeit auf seine irdischen Angelegenheiten und zu wenig auf seinen Beruf legt. Dem einen predigt er zu einfach, dem andern zu tief. Der eine verlangt vom Prediger oder Bischof besucht zu werden, während der andere unzufrieden ist, daß die Vorsteher beständig die Glieder belästigen. Da kommt auch wohl dem Bischof und Prediger die Frage: „Wo bleibe ich?" Da wird auch dem ruhigsten Prediger manchmal die Geduld kurz und er ereifert sich. Die Prediger sind auch Menschen und haben Schwachheiten und zwar dieselben wie andere Menschen. Das „Ich" tritt auch bei diesen nicht zurück, sondern kommt bei ihnen zum Vorschein, daß sie anfangen, die Gemeinde zu geißeln und über ihre Angreifer sich ereifern. Mag auch Grund genug da sein zu strafen, zu tadeln und zurechtzuweisen, so liegt doch auch die Gefahr sehr nahe, daß unter dem Schein des gerechten Tadels sich die Frage versteckt: „Wo bleibe ich?" Nicht das Vergehen gegen die Regeln der Kirche, nicht das Uebertreten des göttlichen Gebots, sondern die Angriffe auf seine Person sucht der Prediger von der Kanzel herab zu rügen. Keine Stellung bietet so gute Gelegenheit, für sich eine Antwort auf die Frage zu geben: „Wo bleibe ich?"

Recht groß ist die Gefahr der falschen Beurteilung. Nicht jeder, der zum Bischof oder Prediger kommt und demselben etwas berichtet, hat dabei eine versteckte Absicht, darum sollte auch das „Ich" nicht immer gleich so empfindlich sein.

Bei den Gliedern der Gemeinschaft kommt das: „Wo bleibe ich?" wohl am häufigsten zum Ausbruch. Es kann ja wohl vorkommen, daß ein Glied Ursache hat zu fragen: „Wo bleibe ich?" Besonders ist dies der Fall bei solchen Gliedern, die im gesellschaftlichen Leben eine untergeordnete oder dienende Stellung einnehmen. Es ist menschliche Natur, seine Stellung über andere zu zeigen, wo sich dazu Gelegenheit bietet. Da kommt es denn vor, daß so ein armes Glied in der Gemeinschaft vernachlässigt wird. Ja, man nimmt es am liebsten gar nicht einmal auf. Solch ein Glied würde am Ende der Gemeinde statt einer Lust zur Last werden. Besser man nimmt solche Glieder gar nicht auf. Oder das Glied ist bekannt als ein oft fehlendes, schwaches Glied. Solches Glied sollte man besser nicht in die Gemeinde aufnehmen denn es macht Arbeit und wenn es erst aufgenommen ist, ist man auch verpflichtet, sich desselben anzunehmen. Wozu sich eine Last aufbürden, von der man sich freihalten kann? Ein anderes Glied in der Gemeinde wird beneidet wegen seines Erfolges in wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Beziehung. Vorwürfe werden gemacht, bis man schließlich das Glied aus der Gemeinde gebracht.

Das arme Glied fragt sich nicht selten: „Wo bleibe ich?" Niemand achtet auf ihn. „Wo bleibe ich," fragt auch der Einlaßbegehrende, „wenn man mir nicht die Thür in der Gemeinde öffnet?" Und das verbitterte Glied in der Gemeinde kehrt sich, durch fortgesetzte unbegründete Beschuldigungen gereizt, ganz von der Gemeinde ab und sagt: „Wo bleibe ich? Jedermann beneidet und beschuldigt, wo bleibt meine Freude und der Friede?"

Das ist alles vorgekommen, kommt noch vor und wird auch so bleiben in der äußern Gemeinde. Oft aber, oder besser gesagt meistens ist nicht die Gemeinde oder die Gemeinschaft, die zu dieser Frage Veranlassung giebt, es ist vielmehr das „Ich" in dem selbstsüchtigen Gliede, welches die Frage stellt.

Armut ist keine Schande und darum auch keine Ursache zur Zurücksetzung. Ein armes Gemeindeglied, das sich durch ehrbaren Wandel, Treue und Zuvorkommenheit vor den Menschen als wahrer Christ beweist, wird von der Gemeinde gerade so geachtet als irgend ein anderes Glied. Nicht selten ist bei den armen Gliedern eine falsche Scham, verbunden mit einem verkehrten Stolz. Sie schämen sich ihrer Armut und sind zu stolz, ihre Lage offen zu gestehen. Mit solchen Gliedern ist es wirklich schwer umzugehen. Sucht man sie heranzuziehen, dann schützen sie ihre Armut vor, daß sie nicht teilnehmen können, und läßt man sie beiseite, dann ist's erst recht nicht getroffen. Weigert man einem Einlaßbegehrenden den Zutritt zur Gemeinde, so beschuldigt er die Gemeinde oder deren Vorstand der Parteilichkeit, während es im Grunde doch die eigene Schuld ist, da die Gemeinde durch ihren Vorstand wohl prüfen muß, wem sie die Thüren öffnet. Schon manche Gemeinde hat sich durch allzuwillige Aufnahme ins Unglück gebracht. Daß auch hier die größte Vorsicht geboten ist, liegt auf der Hand.

Es giebt aber in jeder Gemeinde noch eine Klasse von Gliedern, die mit ganz eigentümlichem Nachdruck: „Wo bleibe ich?" zur Zeit und Unzeit in allen Tonarten singen. Dies ist denjenigen, die aus Selbstsucht nach Befriedigung ihrer eigenen Forderungen streben, und sobald man ihren Anschauungen nicht Rechnung trägt, heißt's gleich: „Wo bleibe ich denn mit meinen Rechten als Glied in der Gemeinde, wenn man mich nicht beachtet?" Diese Glieder haben an allem etwas auszusetzen: Der Bischof macht seine Sache nicht gut, so oder so sollte es gemacht werden; der Prediger predigt schlecht, wenn der oder jener predigen würde, oder ich selbst, dann würde es besser sein; die Diakonen vernachlässigen ihre Arbeit und sollten darauf aufmerksam gemacht werden; der Kirchenvorstand ist zu eigenmächtig, er sollte die Gemeinde fragen, besonders meine Meinung sollte er sich einholen; der Vorstand braucht auch nicht immer alles vor die Gemeinde zu bringen, wenn ich einmal einen falschen Schritt gethan, ich hätte mich ja schon gefügt. So sprechen diese Glieder und sind voller Unzufriedenheiten und Klagen, deren Wurzeln alle in der Selbstsucht, in dem empfindlichen „Ich" in der Frage: „Wo bleibe ich?" zu suchen sind. Die erste Anregung zu solchem Auftreten liegt gewöhnlich in einer übergroßen Empfindlichkeit.

Würde jedes Glied in der Gemeinde darauf sehen, wie es nach dem Beispiel unseres Herrn und Meisters am besten „dienen" könnte, so würde sicherlich die leidige Frage nicht so oft aufsteigen. Das „Dienen", das Aufgeben von selbstsüchtigen Wünschen ist dem natürlichen Menschen unendlich schwer; aber dem wiedergeborenen Christen, der den Geist Christi erfaßt, soll gerade dies Ueberwinden ein Mittel sein, sich in der Gottseligkeit zu üben. Daß wir alle wachsen mögen in der Erkenntnis und zunehmen am inneren Menschen, wodurch wir fähiger gemacht werden zum ewigen Leben, darum laßt uns allezeit beten. Euer geringer

H. A. G.

Vereinigte Staaten.

Norddakota.

Klein, den 29 Juli 1900. Weil von hier so sehr wenig in der „Rundschau" zu finden ist, so will ich versuchen, ihr ein paar Zeilen mit auf den Weg zu geben. Wir haben es dies Jahr sehr trocken gehabt. Hatten sozusagen nur einen durchdringenden Regen, folglich wird es auch nur wenig Getreide geben. Nur wenige werden mehr als zu Brot und Samen bekommen.

Seit vorigem Winter haben wir auch schon ziemlich Predigerbesuch gehabt. Sagen viel Dank dafür. Zuletzt kam noch ein Prediger, Namens Graf, von Minnesota, ein Adventist. Hatte in unserm Schulhaus 4 Versammlungen gehalten, doch konnten die meisten nicht mit ihm stimmen. Er, Graf, nimmt auch nur hie und da einen Vers aus dem Alten oder Neuen Testament. Uebrigens kann er seine Lehre nicht mit der Hl. Schrift in Einklang bringen. Ueberhaupt sind die Adventisten zu bedauern, denn sie werden ihre Hoffnung nach diesem Leben nie verwirklicht sehen.

Es will mir scheinen, eine mennonitische Gemeinde sollte keinen adventistischen Lehrer anstellen, weder in der Tages- noch in der Sonntagsschule; auch wenn der betreffende äußerlich einen guten Lebenswandel führt. Es will doch öfters ein Tröpflein Adventismus unterlaufen. Wenigstens könnten andere Gemeinden durch solch ein Beispiel verleitet werden, auch einen Adventisten anzustellen, der vielleicht mit seiner Irrlehre weniger zurückhaltend wäre.

Gegenwärtig sind wir in der Heuernte. Es giebt nur wenig. Nächste Woche werden wir müssen Hafer schneiden, denn er reift schon sehr.

Wie ich aus Onkel Peter Quirings Schreiben lese, soll Onkel Bernhard Maties in Rußland gestorben sein. Möchten gerne Näheres erfahren.

Grüßend,
J. J. Quiring.

Newhome, den 26. Juli 1900. Werte „Rundschau"! Weil ich weiß, daß du in mehr mennonitische Häuser einkehrst, als irgend ein anderes mennonitisches Blatt, so will ich versuchen, ob ich den nachfolgenden Bericht dir in die Wandertasche schieben kann.

Es hat dem lieben Gott gefallen, unsere liebe Schwester, Frau Johann Dürksen, durch den Tod aus unsrer Mitte zu nehmen. Sie erreichte ein Alter von 66 Jahren und ist bei vollem Bewußtsein sanft hinübergeschlummert. Die Begräbnisfeier fand im Versammlungshause statt. Sie hinterläßt ihren trauernden Gatten und fünf Kinder. Die Verstorbene sowie auch ihr Mann stammen von Sagradofka, Rußland.

Jakob Dürksen.

Nebraska.

Henderson, York Co., den 24. Juli 1900. An den Editor der „Rundschau"! Bitte, diese Zeilen in der „Rund schau" aufzunehmen. Heute erhielt ich von meiner l. Schwester aus Rußland, Witwe Johann Funk, Franztal, einen Brief, worin sie mich sehr aufmuntert zum Schreiben, und bittet herzlich um ein Lebenszeichen. Weil sie auch schon bald die Jahre erlebt hat, wovon ein Salomon sagt, wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre u. s. w., und weil ich im vergangenen Jahre, nämlich 1899, den 13. Mai einen Brief und unsere Photographien nach Rußland an meine Schwester, auch an die Geschwister Töwsen in Kontenius-feld abgeschickt habe, und sie mich in ihrem Briefe aufmuntert zum Schreiben, wenn ich noch Liebe für sie habe, von Photographien nichts sagen: so muß ich denken, daß sie nichts erhalten haben. Nun, l. Schwester und ihr andern Geschwister alle, wir danken für eure Briefe, habe eure Treue und Liebe zum Heiland und euch zu uns daraus ersehen. Wollen die Zeit, die wir hier noch zu pilgern haben, recht ausnützen, damit, wenn unsere Stunde kommt, wir doch möchten bereit sein, einzugehen in die ewige und selige Ruhe. Dazu wolle uns der Herr allesamt aus Gnaden verhelfen. Ihm sei die Ehre. Amen. Wir sind in unserer Familie noch immer so ziemlich gesund. Wenn was, dann findet sich bei mir schon Altersschwäche. Was ich jetzt schon fühle, das kam mir vor 50 Jahren zurück nicht vor. Das Arbeiten fällt mir schon schwer, ich zähle ja auch bald 77 Jahre, und mein Bruder, Heinrich Nickel, wird diesen Herbst 81 Jahre. Von Johann Becker weiß ich nicht, ob er noch lebt oder gesund ist. Ich war heute bei meinen Kindern Abraham Nickels. Alles gesund. Wir haben hier dieses Jahr eine gesegnete Ernte. Bei uns ist auch nichts gedroschen. Johannchen, du schreibst von deinen Abgaben. Dies Jahr waren unsere Abgaben $12.30.

Seid alle von uns gegrüßt mit Psalm 130. Bitte, schreibt mehr.

Abraham Nickel sr.

Kansas.

Hillsboro, den 1. August 1900. Werte „Rundschau"! Hier scheint Oklahomafieber ausgebrochen zu sein; mehrere aus Hillsboro und Umgegend gedenken dort ihr Glück zu versuchen. (Nach dem Artikel, welcher in dieser Nummer auf Seite 4 erscheint, ist solch ein Wechsel am Ende kein dummer Streich. — Ed.) Oklahoma hat sich auffallend rasch entwickelt. Noch ist es für den armen Mann möglich, sich dort eine kleine Heimat zu erwerben, während solches in Kansas schon schwer fällt. Der Herr hat uns hier in Kansas dieses Jahr reich gesegnet. Die Blumen blühen prachtvoll in den Gärten. Wassermelonen machen hie und da ihr Erscheinen.

Der Rußländer, Franz Wall, will auf seiner Rückreise in Elkhart, Indiana, anhalten. (Gut!—Ed.)

Korr.

Canada.

Manitoba.

Rosenort, den 29. Juli 1900. Einen herzlichen Gruß an den Editor und an alle Rundschauleser!

Dieweil ich in Rußland einen Bruder habe, oder gehabt (ich weiß nicht, lebt er noch oder ist er nicht unter den Lebenden), so bitte ich den lieben Editor, er möchte doch so gut sein und diese Zeilen in die „Rundschau" aufnehmen; vielleicht kann ich, oder wir, etwas von ihm erfahren. Sollte er die „Rundschau" nicht lesen, so bitte ich, wer was von ihm weiß, uns zu berichten; das würde uns eine große Freude bereiten. Er wohnte damals in Nikopol, dicht am Dnjepr, wo wir ins Schiff traten. Sein Name ist Abraham Friesen.

Wir sind hier in Amerika zwei Schwestern; beide leben noch. Vielleicht schreibt er uns einen Brief, oder durch die „Rundschau".

Lieber Schwager Cornelius Harms, Schönau, schreibe uns doch mal einen Brief. Einen Gruß von uns.

Nun gehe ich nach Muntau, zu dem lieben Onkel Jakob Reimer. Leben Sie noch? Wir sind beide leidend. Mein lieber Gatte ist zuzeiten schon sehr kränklich, überhaupt während des Winters kann er fast gar nicht ins Freie, und der Husten ist sehr schlimm. Schon viele Winter hindurch hat er nicht fahren können. Seid von Herzen gegrüßt von uns. Adieu!

Nun gehe ich zu Isaak Friesens, Margenau. Lieber Schwager, es war mir sehr schade, daß du uns in Manitoba nicht besucht hast. Die liebe Tante Sawatzki ist ganz blind; es ist ihr sehr schwer, daß sie sich nicht besorgen kann. Sie ist bei ihren Brüdern und bestellt, ihre Freunde sehr zu grüßen.

Nun muß ich dir sagen, wer ich bin, damit du weißt, wer dieses geschrieben hat: ich bin deine Schwägerin Isaak Harms von Lindenau. Wir sind früher viel zusammengekommen. Einen Gruß von uns.

Wo sind meines Gatten Vettern und Nichten, Isaak Friesens Kinder? Laßt euch doch mal hören in der „Rundschau" oder brieflich. So kann man bei jetziger Zeit in der Welt umherreisen — weit und breit alles zerstreut; aber es ist sehr gut, daß die „Rundschau" geht. Die sucht alles auf.

Auch Peter Sawatzki, lebt der noch? Oder Jakob Isaaks Kinder von Margenau, leben sie noch alle? Schreibt uns doch alle mal einen Brief oder durch die „Rundschau". Die liebe Tante Sawatzki hat mir aufgetragen, nach ihrem Großkind in Kansas und ihren Kindern Winsen, die in Blumenort die Windmühle hatten, zu fragen, wie es geht. Bestellt zu grüßen. Du, lieber Schwager Heinrich Friesen, schreibe auch mal einen Brief an uns.

Nun seid noch alle herzlich gegrüßt.

Unsere Adresse ist: Klaas Brandt, P. O. Rosenort, Manitoba, Canada. Sollte jemand schreiben, so kann auch Morris geschrieben werden.

In Minnesota haben wir einen Onkel, Jakob Reimer, und die liebe Tante Balzer; seid auch von Herzen gegrüßt. Schreibt doch mal an uns.

Klaas u. Marg. Brandt.

Winkler, den 21. Juli 1900. Da gewöhnlich zuerst etwas vom Wetter berichtet wird, so muß ich auch gleich sagen, daß das Wetter hier dieses Jahr meistens trocken und windig ist. Das Getreide steht nicht aufs beste, aber doch auch noch nicht aufs schlechteste.

In der Umgegend von Morden haben dieses Jahr die Adventisten wieder ihre Lagerversammlungen abgehalten. Es ist großartig, was die Leute für Ideen haben. Z. B. glauben sie, daß, wenn man den Sabbat nicht hält, man auch nicht Sonntag halten brauche. Wenn man ihre Predigt hört, dann kommt man doch auf allerlei Gedanken. Menschen mit gesundem Verstande könnten sich kaum so weit und in solche Sackgassen verlaufen.

Hier in Winkler und Umgegend ist wieder das Heiratsfieber ausgebrochen.

Grüße noch alle Freunde und Bekannten in Rosthern.

W. L. Esau.

Rußland.

Kurman, Krim, den 17. Juni 1900. Heute vormittag war in Bekbulatschi Tauffest. Zwei Jünglinge wurden getauft. Der eine war Gerhard, der Sohn des David Dürksen, Schönthal, und der andere war Johann, Sohn des Johann Dück von Schokmak. Den 15. predigte Prof. Ströter in Karaßan und am 16. in Burugan. Von letzterem Platze fuhr er nach Spat, um dort Sonntag zu predigen.

Unser Getreide ist weiß zur Ernte. Am 19. und am 20. Juni wird schon auf manchen Stellen Weizen gemäht werden. Der Ertrag der Sommerfrucht wird nur gering sein. Der Hafer steht jedoch etwas besser als die Gerste. Der himmlische Vater wird uns ja geben, was wir bedürfen. Mit herzlichem Gruße, bin ich

Der Korrespondent.

Heimgeleuchtet.

(Eingesandt.)

Der berühmte Abolitionist Wendell Phillips soll sich während einer seiner Reisen auf einem Zuge befunden haben, dessen Passagiere zum größten Teil Leute aus dem Süden waren. Als es bekannt wurde, daß Phillips auf dem Zuge sei, wollten einige Herren gerne ein Gespräch mit ihm anknüpfen. Es faßte daher einer der Herren sich ein Herz und redete Phillips also an:

„Wenn ich nicht irre, sind Sie Herr Phillips?"

„Jawohl, Phillips heiße ich," war die Antwort.

„Sind Sie damit beschäftigt, Reden gegen die Sklaverei zu halten?"

„Ja."

„Aber, mein Herr, weshalb gehen Sie denn nicht nach dem Süden, wo die Sklaven sind, um Ihre Antisklaverei-Reden zu halten?" fragte der neugierige Südländer.

Statt zu antworten, stellte Phillips die Gegenfrage:

„Sie sind wohl ein Prediger des Evangeliums?"

„Gewiß, das bin ich."

„Sind Sie damit beschäftigt, Seelen vor der Hölle zu retten?"

„Ganz bestimmt!" war die Antwort des Geistlichen.

Hierauf meinte Phillips: „Nun, mein Herr, weshalb gehen Sie denn nicht zur Hölle, um Seelen zu retten?"

Missionar P. A. Penner schreibt unter anderem wie folgt: „Lieber Bruder! Gott zum Gruß. Ich beeile mich, Dir mitzuteilen, daß wir, so Gott will, den 7. August Mountain Lake, Minn., verlassen und am 16. zehn Uhr morgens unser Schiff „Augusta Viktoria" besteigen werden, um unsere Reise nach Indien anzutreten."

Unterhaltung.

Goldzauber.

Zeitgeschichtliche Erzählung aus Südafrika
von
Alwin Mehnert.

(Fortsetzung.)

Die für Südafrika so charakteristischen Tafelländer ziehen sich in weiter Ausdehnung hin und erscheinen von der unteren Terrasse, der Karoo, aus gesehen, als mächtige Berge. Ersteigt man aber die vor dem Beschauer so imposant aufsteigenden Abhänge, so sieht man sich oben zu seiner Ueberraschung häufig in einer völligen Ebene, welche sich meilenweit ohne bedeutende Bodenerhebung hinzieht. Es handelt sich in solchem Falle somit nicht um einen Berg, sondern um den Rand eines Tafellandes, mit welchem Ausdruck derartige Formationen auch von den Kolonisten bezeichnet werden, z. B. Zuiker-Bos-Rand, Witwaters-Rand. Auch der in weiter Ferne aufragende Drakenberg ist in größter Ausdehnung wesentlich Plateaurand und zeigt gegen Kaffraria, Natal und Zululand schroffe Abhänge von Tausenden von Fuß, während nach dem Innern zu nur vereinzelte, wie Maulwurfshügel auf der Hochebene stehende Erhebungen den Rand selbst hier und da überragen.

Solche und ähnliche Bemerkungen bildeten den Schluß der Unterhaltung mit dem Reisegefährten, denn schon rasselte der Postwagen zwischen den Zeltreihen einer Goldgräberniederlassung dahin. Hier und da zeigten zerstreut wohnende Hütten und Häuser, sowie die aus der welligen Ebene hoch aufragenden Dampfessen und Schachtgerüste die Nähe fachmännisch betriebener Bergwerke an.

Bald war die Mailcoach an einer Stelle angelangt, wo sich die weiteren Wege einzelner Fahrgäste nach verschiedenen Richtungen abzweigten. Auch Albrecht stieg aus und, nachdem er sich von dem wegekundigen Goliath über die einzuschlagende Richtung hatte belehren lassen, schickte sich an, den Rest des Weges bis zu Pieter Haans Farm zu Fuß vollends zurückzulegen. Er nahm Abschied von dem gesprächigen Reisegefährten, der bis an das Ende der Poststation, Johannesburg, mitfuhr. „Sollten Sie einmal in die Lage kommen, Maschinen empfehlen zu können, so denken Sie an mich, John Smith, Vertreter der Firma Fraser und Chalmer in Chicago...." rief der Unermüdliche noch vom Deck des Wagens herab, als letzterer bereits im Weiterrollen begriffen war. Albrecht mußte lächeln. „John Smith—in der That ein nicht gerade ungewöhnlicher Name — ebenso wie der Stand meines Reisegefährten.... Doch alles in allem, es schien ein ganz guter, offenherziger Bursche zu sein, und die Unterhaltung mit ihm hat mir in der That ganz über das Langweilige und Unbehagliche der Mailcoachfahrt hinweggeholfen!"

9. Kapitel.

Die Burenfarm.

Mit leichten Schritten, denn die kleine Handtasche und der Tornister auf dem Rücken beschwerten ihn wenig — schritt Albrecht tapfer vorwärts. Sein Ziel wurde ihm durch das Auftauchen großer Strecken gut bestellter Aecker, wogender Maisfelder und üppiger Viehweiden bezeichnet. Nicht lange währte es, und er stand vor einem ausgedehnten Gehöfte. Die nach holländischer Art errichteten Gebäude waren ziemlich massiv und daher trotz ihres Alters sehr gut erhalten. Der altertümlich geschweifte Giebel zeigte eine etwas undeutlich geschriebene Jahreszahl aus dem Anfang des Jahrhunderts. Vor der „Stoep", der von Holzsäulen getragenen Vorhalle, breitete sich ein sorgsam gepflegter Gemüsegarten aus, der von dem Walten einer rüstigen Hausfrau zeugte; überhaupt ließ das ganze Ansehen des „Plaats" oder Gehöftes den Wohlstand des Besitzers erkennen.

Unter der offenen Hausthür stand eine starkgebaute, große, behäbige Mannesgestalt in der landesüblichen Farmerkleidung, kurzer, in langen Lederstiefeln verschwindender Hose, sowie Jacket und Weste, über deren obern Teil ein breiter Hemdkragen umgeschlagen war. Ein großkrempiger, weicher Filzhut beschattete ein breites, wohlgenährtes Gesicht, welches ein ins Graue spielender Bart umrahmte, und in welchem Albrecht einige Aehnlichkeit mit seinem Freunde Frans entdeckte.

Kein Zweifel, es war der Hausherr, oder wie die Buren sagen, der „Baas" Pieter Haan, welcher seine lange, starke Peitsche, ohne die man selten einen Viehzüchter hierzulande sieht, eben kräftig knallen ließ. Das schien ein Signal zu sein, denn gleich darauf näherte sich dem Baas ein dunkelfarbiger Bursche, der ein Pferd am Zügel führte. Jedenfalls war Pieter Haan im Begriff auszureiten, und er wollte sich eben auf sein „Rijpaard"*) schwingen, als er den näherkommenden Albrecht bemerkte. Er stutzte und hielt in seinem Beginnen ein, offenbar eine Frage von dem Fremdling erwartend.

„Ich habe wohl die Ehre, Mynheer Haan zu sehen?" fragte Albrecht in holländischer Sprache. Ein Kopfnicken des Buren war die ganze Antwort, denn etwas mißtrauisch überflog sein Auge die bestaubte Erscheinung des Fußgängers. Freilich, die Gäste, die auf Pieter Haans Farm Einkehr hielten, seine Volksgenossen, die kamen nie ohne Rijpaard zum Besuch.

Jedoch wurde sein Gesicht sofort um vieles freundlicher, als Albrecht fortfuhr: „Mein Name ist Albrecht Sachs, und der Zweck meines Kommens ist, einen guten Freund, den Mynheer Frans Haan, aufzusuchen. Ich hoffe, ihn hier bei Ihnen zu finden."

Der Baas nickte nochmals, dann reichte er aber dem Fremdling freundlich die Hand zum Gruße.

„Wenn Sie der Freund meines Bruders sind, so heiße ich Sie, Mynheer Sachs, herzlich willkommen. Frans ist zwar augenblicklich nicht zu Hause, wird aber noch vor Abend zurückerwartet. Inzwischen aber.... Sannie, Sannie!" rief der Bure mit Stentorstimme ins Haus hinein. Im Rahmen der offenen Thür erschien sofort eine große Frau, die in ihrem Aeußeren ein würdiges Seitenstück ihres Mannes war. An Mevrouw Sannie Haan war alles breit — die Hände, die Füße, der Körperumfang, die Schürze um die Hüften, breit auch der Mund mit dem gutmütigen Lächeln, als sie nach dem Baas blickte. „Was ist's, Pieter?" fragte die gute Frau, sich noch eilig die Hände an der Küchenschürze trocknend.

„Komm her, Sannie, und nimm einen lieben Gast in Empfang. Ich selbst muß notwendig jetzt nach der Weidegrenze reiten, um nach Ginnie und Tomboy zu sehen, die mit dem Jungvieh dort sind." Dann wendete der Farmer sich wieder an Albrecht: „Machen Sie sich's drinnen bequem, junger Herr, Sie kommen von der Reise und sind gewiß ermüdet. Sannie wird für Sie sorgen, zum Essen bin ich dann auch wieder heim."

Noch einmal nickte Pieter dem jungen Mann freundlich zu, dann bestieg er sein Pferd, das ihn bald in lustigem Trabe über das „Veldt" dahintrug.

Die Hausfrau, welche auch von dem Gesinde gewöhnlich mit „Tante" angeredet wird, hieß nun ihrerseits den Fremden herzlich willkommen und führte ihn ins Haus. Hier wollte sie ihm nun gleich einen Imbiß auftragen. Albrecht aber, der nach der heißen Fahrt über das staubige Veldt das Bedürfnis sich zu waschen fühlte, bat zunächst um Wasser dazu. Tante Sannie führte den Gast bereitwillig nach der Küche, wo ein geräumiger, mit klarem, kühlem Wasser gefüllter Steintrog Albrechts Bedürfnis vollkommene Abhilfe verschaffte.

Erquickt folgte er nunmehr der freundlichen Einladung, nach der „Stoep" zu kommen, wo auf dem sauber gescheuerten Tische Milch, Brot und Fleisch bereit standen. Das Stoßen und Rütteln der Mailcoach während der langen Fahrt hatten Albrechts inneren Menschen genugsam zusammengeschüttelt, so daß er mit vielem Behagen dem einfachen Mahle zusprach. Vergnügt sah Tante Sannie, wie sehr es ihrem jungen Gaste zu munden schien. Aber erst als dieser Messer und Gabel beiseite legte, begann sie eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, denn beim Essen stört ein Bure weder sich noch andre mit Sprechen; das wußte Sannie nicht anders. Albrecht hatte am Giebel des Hauses die Jahreszahl 1800 gelesen und sprach seine Verwunderung über das alte und doch noch so wohlerhaltene Burenheim aus.

„Ja, sehen Sie," begann Sannie nun eifrig, „Vater, Groß- und Urgroßvater meines Mannes sind schon Besitzer dieser Farm gewesen, die ursprünglich einen Umfang hatte wie ein englisches Herzogtum. Aber, wie das nun ist, Herr," erklärte Sannie, „der Besitz verteilte sich nach und nach an heranwachsende Kinder, bis es nun ein mäßiger Besitz geworden ist. Wenn Baas Pieter sich entschließen könnte, seine Farm den Golddiggern zu verkaufen, so würde er wohl noch mehr Land als früher zu kaufen imstande sein. Allein Pieter verabscheut das Diggerleben und -Treiben und meint oft, daß er um keinen Preis solches Gesindel in seiner Nähe dulden würde. Wir sind auch bereits ziemlich alt, und da wir keine Kinder haben, so können wir auf den Goldreichtum verzichten, wüßten auch gar nichts damit anzufangen." In ähnlicher Weise plauderte Sannie eine Weile so fort, bis Albrecht endlich nach Frans fragte.

„O, der Frans," sagte Sannie, „mit dem ist es so seltsam, der ist doch etwas aus der Art seines Volkes geschlagen. Pieter und ich, wir freuten uns so herzlich, als er endlich auf sein väterliches Gut heimkehrte, nun wir dachten, er würde in Ruhe und Behaglichkeit von seinem vielbewegten Leben ausruhen, und wir wollten es ihm so angenehm als möglich machen. Aber der Frans scheint an ganz andere Dinge zu denken, als an Ruhe und Behaglichkeit. In der letzten Zeit besonders war er fast keinen Tag zu Hause und seine häufigen Ausflüge kann sich Pieter nicht anders erklären, als daß der Frans irgend einen neuen Plan im Sinne hat."

Während Sannie sich nun damit beschäftigte, das Geschirr und die Reste der Mahlzeit wegzuräumen, ging Albrecht daran, die letzten Spuren des Reisestaubes von seiner Kleidung zu entfernen und sein Reisegepäck in dem für Fremde bestimmten Schlafraume, einer einfachen Kammer, die als einzigen Luxus ein sauberes, hochaufgetürmtes Federbett aufzuweisen hatte, unterzubringen.

Während dieser Beschäftigung war die Dämmerung eingebrochen, und nun vernahm man das immer näher ertönende Geblöke und das Schellengeläute der von der Weide nach dem Kraale heimkehrenden Viehherden. Geschäftig kam Sannie aus dem Hause gesprungen, um dem Hirten behilflich zu sein, das Vieh in die mit einer hohen Dornumzäunung umgebenen Hürden zuzutreiben. Da stand auch bereits der Baas mit der unvermeidlichen Peitsche und blickte wohlgefällig den stattlichen Rindern nach, wie sie sich munter vor dem Eingange zum Kraal tummelten und endlich fast widerwillig sich in die sie vor nächtlichen Gefahren schützende Umzäunung begaben.

Albrecht, der von der Stoep aus dem bewegten Bilde zusah, hatte sich mit dem Rücken gegen eine der umrankten Holzsäulen gelehnt. Da hörte er einen derben, festen Schritt hinter sich, und als er sich nach dem Ankommenden umwandte, blickte er in das gute, ehrliche Gesicht seines Frans. „Junge, lieber alter Junge—diese Freude! Bist du es denn wirklich? Laß dich nur erst recht darauf anschauen!" Und damit zog Frans, der Albrechts beide Hände erfaßt hatte, letzteren vor den Eingang der Stoep, um noch einen Schimmer des vergehenden Tageslichts auf seine Züge fallen zu lassen.

„Wirklich und wahrhaftig, er ist's!" Dabei blickte Frans forschend in das ihm zulächelnde Gesicht des jungen Mannes. „Hätte dich aber doch beinahe nicht mehr erkannt," fuhr Frans fort, „denn du siehst nicht mehr so frisch und blühend gesund aus wie damals, als ich dich verließ, — siehst aus, als ob irgend ein konträer Wind deine roten Wangen fortgeblasen hätte.... Doch was es auch gewesen sein mag, ein Orkan oder Taifun, der dich von dem Diamantenkrater fortgefegt hat — du bist nun im sicheren Hafen, und ich will schon dafür sorgen, daß dein Lebensschifflein hier festankert!"

Nur in Augenblicken höchster Erregung drückte Frans sich in Bildern aus, die an sein einstiges Seemannsleben gemahnten. Albrecht wußte das und tröstend legte sich das Bewußtsein auf sein Herz, daß er bei diesem treuen Manne wirklich eine Freistatt, eine Heimat gefunden habe.

Nachdem sich die freudige Ueberraschung bei Frans beruhigt hatte, mußte Albrecht ihm seine letzten, schlimmen Erlebnisse in Kimberley erzählen. Mehr als einmal ballten sich dabei die derben Fäuste des braven Frans, und dann und wann unterbrach ein zorniger Ausruf Albrechts Bericht. „Diese Schurken, diese Bösewichter,—hätte ich die beiden Halunken hier.... Für mich ist es kein Zweifel, daß dieser Kerr und sein würdiger Freund den Streich gegen dich angezettelt haben, denn du warst ihren unsaubern Absichten im Wege, so wie ich früher; aber leider ist ihnen der Anschlag auf dich besser geglückt, als Lifts Attentat auf mein Leben. Die beiden Schurken werden aber ihrem Strick sicher nicht entgehen.—Mein ist die Rache! spricht der Herr. Nimm es dir nicht allzusehr zu Herzen, mein Junge, daß der häßliche Schatten des Verdachtes gegen dich von dem Lichte der Wahrheit noch nicht beseitigt worden ist. Diese Zeit wird kommen, denn du weißt, es ist nichts so fein gesponnen.... Laß uns die Freude des Wiedersehens deshalb nicht verkümmern. Da sieh, dort kommt ja auch Old-Sannie, um uns zum Essen zu rufen. So komm denn, Albrecht, Pieter liebt es nicht, das Essen warten zu lassen, und auch ich verspüre guten Appetit nach einem tüchtigen Ritte über Land!"

In der geräumigen Wohnstube, die das Urbild einer holländisch sauberen, wenn auch höchst einfachen Bauernstube war, stand auf dem langen, plumpen Eßtische das Abendbrot bereit. Mit sichtlichem Appetite vertilgten die Hausgenossen ganz unglaubliche Mengen der kräftigen Speisen, ohne dabei ein Wort zu sprechen. Nebenbei wurden entsprechende Quantitäten Thee oder vielmehr Theewasser getrunken, welches bei der hier herrschenden warmen, austrocknenden Luft das zweckdienlichste Getränk ist.

Als die Männer sich nach dem Essen ihre unentbehrliche Tabakspfeife angezündet hatten, erzählte Frans den Seinen die Verhältnisse, welche ihn mit Albrecht zusammengeführt hatten, und vergaß natürlich auch nicht jenen gegen ihn gerichteten Anschlag im Schachte zu erzählen, wo er, ohne das Dazwischentreten Albrechts, ein Kind des Todes gewesen sein würde. Der Baas und sein gutmütiges Weib waren dadurch sofort für den jungen Gast gewonnen.

Als schließlich Frans von dem an Albrecht verübten schlechten Streiche und den sich daraus ergebenden Leiden seines jungen Freundes erzählte, wischte Sannie verstohlen eine Thräne aus dem Auge, während der derbe Pieter den Unheilstiftern eine kräftige Verwünschung nachschickte.

Das aber wurde von allen als selbstverständlich angenommen, daß Albrecht nicht eher von der Farm wegdürfe, als bis, wie Frans sich ausdrückte, „sein Schifflein wieder in einen neuen und sichern Kurs eingelenkt sei."

Dieser neue von seinem Schützling einzuschlagende Kurs war die Ursache, weshalb Frans die Nacht schlaflos verbrachte. Eine neue Idee war ihm gekommen, und so entwarf er verschiedene Pläne, die sowohl seinen eigenen Zwecken dienlich, als auch für die Zukunft Albrechts nützlich sein mußten.

10. Kapitel.

Der neue Kurs.

In den nächsten Tagen entwickelte Frans eine geheimnisvolle Thätigkeit. Erst war er selbst für einen Tag abwesend, und dann erhielt er den Besuch eines Mannes, mit dem er wieder die Farm verließ. Schließlich kehrten beide noch einmal zurück, um eine lange Unterredung in Frans' Zimmer zu führen, worauf sich dann der fremde Mann, nachdem er von Frans eine Summe Geldes erhalten hatte, wieder empfahl.

Es war Pieters Art nicht, nach des Bruders Thun und Treiben zu forschen, aber er war doch etwas verwundert darüber, daß Frans kein Wort über sein Vorhaben äußerte. So horchte er doch etwas neugierig auf, als Frans eines Morgens zu ihm sagte: „Pieter, du könntest nach dem Frühstück einmal mit mir nach dem „Hartebeest-Veldte" gehen. Dort habe ich dir etwas ganz Besonderes zu zeigen und möchte dir eine Neuigkeit mitteilen."

Etwas ungläubig sah Pieter den Bruder an. Da er aber kein Freund unnötiger Worte war, so nickte er bloß zustimmend mit dem Kopfe.

Das Hartebeest-Veldt — so genannt, weil man hier einmal einige der Hartebeests genannten Hirsche erlegt hatte— lag in ziemlicher Entfernung vom Farmhause und gehörte zu dem weniger ertragsfähigen Teile von Pieters Grundbesitz. Die magern Gräser, die sich zwischen felsigem Gestein ans Licht drängten, lockten wohl kaum das Wild an, und die wohlgenährte Viehherde Pieters wußte bessere Weidegründe aufzusuchen.

In der Mitte der weiten Fläche bemerkte der Baas zu seiner Ueberraschung ein tiefes Loch im Boden, umgeben von einem Haufen ausgegrabener steiniger Erdmassen. Einige herumliegende Quarzstücke waren ersichtlich mit Hilfe von Sprengstoffen losgelöst worden.

Fragend blickte Pieter nach seinem Bruder, der jetzt, nach der Grube deutend, sagte: „Hier bin ich kürzlich mit einem Manne gewesen, der sich auf „Goldprospekting" versteht. Siehe hier seine Arbeit," und damit stieß er einige Quarzstücke mit dem Fuße um, bückte sich und nahm ein faustgroßes Stück des sogenannten Mandelsteines auf, in dessen Blasenräumen sich goldschimmernde Knötchen, kleine „Nuggets", zeigten. „Nun sieh, Pieter, das ist Gold, pures Gold! Was meinst du dazu?" (Fortsetzung folgt.)

*) Reitpferd.

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. C. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

8. August 1900.

Ein schwerer Schlag.

Zum fernen Osten bangend ist gewandt
All unser Sinnen jetzt zu jeder Stunde,
Da kommt vom Westen hier ins deutsche Land,
Entsetzen weckend, eine Trauerkunde.

Drei stolze Schiffe, die zu guter Fahrt
So manches Mal die Anker schon gelichtet,
Die treu der deutschen Flagge Ruhm gewahrt,
In wen'gen Stunden sind sie fast vernichtet.

Nicht hat in Not sie Sturmeswut gebracht,
Nicht Felsenklippen und verborgne Riffe;
Zu neuer Reise harrend ihrer Fracht
Im Hafen lagen still die stolzen Schiffe.

Da plötzlich sprang an Bord die Feuersglut,
Der schlimmste Feind! Nicht konnten ihre Ketten
Sie lösen, wenig vor der Flammen Wut
Vermochten Menschenhände nur zu retten. —

Die eingeschlossen in der Schiffe Bauch,
Wir denken ihres Schicksals nur mit Grauen.
Nicht Männer waren's nur, es waren auch
Unschuld'ge Kinder viel dabei und Frauen.

Rings vom Verderben waren sie umloht,
Von jedem Weg zur Rettung abgeschnitten.
Bis sie von ihrer Qual erlöst der Tod,
Was haben die Unglücklichen gelitten!

Schwer ist der Schlag, doch mag's ein Trost uns sein,
Daß wieder sich erwiesen hat aufs neue
In Not und Tod wie Gold so echt und rein
Die deutsche Manneszucht und deutsche Treue.

Solang' die schwarz-weiß-roten Flaggen wehn,
An deutscher Schiffe Bug sich Wogen brechen,
Wird von der Saale bravem Kapitän
Gerechten Stolzes voll der Seemann sprechen.

Von seines Schiffes Brücke wich er nicht
Im Flammenzüngeln und im Funkenregen,
Und als erfüllt er seines Amtes Pflicht,
Sprang mutig er dem sichern Tod entgegen.

Schwer ist der Schlag! Doch wer da Großes will,
Der lerne Schweres auch mit Fassung tragen.
Sprecht ein Gebet am Riesengrabe still,
Und dann hinaus aufs Meer zu neuem Wagen!

(Kladd.)

Berichtigung.

In der Korrespondenz von Langdon, N. Dak., in No. 30 der „Rundschau", soll es Bethelkirche statt Kaufmanns-Kirche heißen.

Herr Reinhold Kinzi aus Bingham Lake, Minn., ist an der „Lincoln Freie Presse" angestellt worden. Besten Erfolg!

Carl Schurz, der größte deutsche Staatsmann der V. St., wird, wie kompetente Blätter behaupten, für Bryan stimmen.

Die Buren sind in der Zivilisation ohne Zweifel weit zurück, denn trotzdem der Krieg Englands mit den Buren (englischen Blättern nach) längst beendet ist, erleiden die Engländer eine Schlappe nach der andern.

Franz Wall, welcher hier in Amerika auf Besuch weilt und in kurzem seine Rückreise nach Rußland antreten will, ist gebeten, dem Editor mitzuteilen, wann er hier in Elkhart einzutreffen gedenkt. Der Ed. möchte dann doch gerne zu Hause sein.

Mancher, der auf ein Leben voller Leichtsinn und Schande zurückblickt, entschließt sich, wenn das Bett seiner Leidenschaften naturgemäß bald ausgebrannt ist, noch zu guter Letzt eine Bekehrungsgeschichte zu inscenieren. Es ist etwas Hohes und Heiliges um die Wiedergeburt; aber die Erfahrung hat gelehrt, daß auch auf dem Gebiete vielfach Schwindel getrieben wird und daß sich manche Subjekte nur bekehren, d. h. zum Schein, um ihr Geschäftchen besser gehen zu machen. Jede Gemeinde, die so unglücklich ist, solchen Lügner aufzunehmen, thut sich unberechenbaren Schaden. Doch am meisten schädigt sich der Betrüger selbst, denn Gott läßt sich nicht spotten.

Der „Bote der Neuen Kirche" ist das Blatt der Sekte der Swedenborgianer. Der Editor ist mit einigen Anhängern dieser Irrlehre in Konflikt geraten. Die Augustnummer des obengenannten Blattes bringt einen drei Seiten starken Artikel gegen den Editor der „Mennonitischen Rundschau". Das ganze Geschreibsel — von Peter Claassen unterzeichnet — ist aber nichts anderes als ein Angriff und eine Herabsetzung des mennonitischen Bekenntnisses. Deshalb wird der Editor in einer der nächsten Nummern der „Rundschau" sich erlauben, einige Punkte aus Claassens Artikel anzuführen und soviel wie möglich zu beleuchten. Hoffentlich lassen sich dann auch noch andere Brüder hören.

Der Wahlkampf ist entbrannt. Nur wenige deutsche Blätter haben sich noch bis jetzt ihre Kaltblütigkeit und somit ihr selbständiges Denken bewahrt. Ein Teil unserer deutschen Blätter sind „gekauft" und „müssen" also sagen, was ihr „Boß" vorschreibt, einerlei was der Editor persönlich über diese Sache denkt. Auf alle nur erdenkliche Weise wird das amerikanische Volk betrogen: irreführende Statistiken werden veröffentlicht, ganz falsche Behauptungen werden gemacht und die Doppelzüngigkeit mancher „gekaufter" Blätter ist einfach schamlos. Eines unserer größten und verbreitetsten deutschen Blätter legt einigen Editoren von Winkelblättchen die Schmeichelnamen „elender Wicht", „Bube", „wahnsinniger Häring" u. s. w. bei. In solche Schimpfereien läuft das politische Argumentieren gar oft aus. Kein Wunder, daß sich manche rechtlich denkende Männer mit Abscheu von solcher Politik abwenden und sich ausschließlich ihren Kornfeldern widmen.

Der Editor hatte in letzter Woche eine ehrliche Anwandlung und gestand den Lesern, daß er von der Geldfrage zu wenig verstehe, um urteilen zu können, ob wir als Volk bei Gold oder bei Silber besser dran wären. Da hat er einen Schnitzer gemacht. Solch ein Editor soll nach amerikanischem Geschmack immer so sicher auftreten und den Mund stets so voll nehmen, als hinge es nur von ihm ab, einer Partei den Sieg zu- oder abzusprechen. Großmäuligkeit zeigt geistige Hohlheit an. Ein Leser der „Rundschau" fährt den Editor, welchen er für einen eingefleischten Republikaner zu halten scheint, folgendermaßen an: „Schwärmt nur immer, wenn auch auf versteckte Weise für Goldwährung, ihr Republikaner. Und dann, wenn ihr das Volk irre geführt, sagt ihr, ihr wollet mit der Politik nichts zu thun haben. . . . Die sibirische Bahn ist so mehr ganz mit Silber-, Kupfer- oder Papiergeld erbaut, und es fährt sich herrlich drauf. . . . . . Die Goldwährung ist proklamiert, um, wenn möglich, die ganze Welt den Goldleuten in die Arme zu treiben. Spärlich Geld zwingt die Leute zum Geldborgen und zwar bei denen, die das spärliche Geld besitzen, bei den Banken. Achtungsvoll . . . . ."

Jemand, der von mennonitischer Herkunft ist und hierzulande von Geschäfts wegen zu der gebildeten Klasse gehört, fragt, ob wir Mennoniten denn ein theologisch ausgearbeitetes Glaubensbekenntnis hätten oder ob unsere Väter sich nur eine Anzahl Bibelsprüche ausgewählt, welche man dann ohne Rücksicht auf den inneren Zusammenhang unter- und übereinander gewürfelt habe. Traurige Unwissenheit! Aber solches haben wir dem Einflusse einer Theologie zu verdanken, welche, trotz aller Vorzüge, doch von dem eigentlichen Wesen des mennonitischen Glaubensbekenntnisses und besonders von speziell mennonitischer Geschichte viel weniger wußte als von den Lehren eines Confucius. Barmen, Krischona, Bern, Tübingen u. a. Hochschulen lieferten uns unsere Religionslehrer. Viele von unseren jungen und jüngeren Lehrern hatten beim Verlassen unserer Lehrerbildungsanstalten von ihrem eigenen Volke nur gehört, daß sie in Holland und in Preußen große Deiche gebaut hatten. Dieser Zopf ist hier in Amerika gefallen. Das Bewußtsein, daß wir Mennoniten neben andern Konfessionen auch Existenzrecht haben, hat uns zum Nachforschen getrieben, und gar herrliche Edelsteine sind schon zu Tage gefördert worden. Mennonitische Geschichte ist ein Gegenstand, welcher in allen oder doch fast allen mennonitischen Hochschulen einen der ersten Plätze einnimmt. Mennonitische Glaubenslehre wird in Verbindung mit Bibelkunde und Sittenlehre gelehrt. Die Windbeutelei auf amerikanischen Schulen steht ja zur Pedanterie der europäischen Schulen im grellsten Gegensatz, aber das kann nur ganz im allgemeinen angewandt werden; sobald es darauf ankommt, das Spezielle, das spezifisch Eigentümliche einer Sache zu ergründen, dann — alle Achtung vor Amerika.

Zukunft des Kindergartens.

Ueber die Zukunft des Kindergartens schreibt Dr. W. T. Harris in der „Kindergarten Review": „Die Zahl der Kinder, die den Kindergarten besuchen, ist innerhalb sechs Jahren von 100,000 auf 200,000 gestiegen. Der Fröbelsche Kindergarten hat viel für eine Verbesserung der Erziehung in den Primärschulen gethan. Es bestehen jedoch Tendenzen, die geeignet sind, die Gefahr eines Rückschlages herauf zubeschwören, nämlich unverhältnismäßig große Ausgaben, besonders infolge der Neigung, durch Anschaffung alles möglichen Spielzeugs dem Spiel ungebührlichen Vorschub zu leisten, und ferner die falsche Auffassung von der Funktion des Kindergartens. Derselbe ist kein Ersatz für die häusliche Erziehung in der Familie. Fröbel hatte einen ganz anderen Zweck im Auge, er wollte keinen Ersatz für das spontane Spiel bieten, sondern den Uebergang vom Heim zur Schule erleichtern. Als Vermittlungsglied soll der Kindergarten allerdings das Spiel berücksichtigen, aber auch durch Unterordnung der kindlichen Laune unter eine planmäßige Thätigkeit der Schule vorarbeiten."

Briefkasten.

H. Plett. — Ueber Prämien für Leser in Rußland wird etwas später im Blatte alles gesagt werden. Wir werden dieses Jahr eine reiche Auswahl von Prämien haben und dabei auch die Leser in Rußland berücksichtigen. Die 25 Rbl. noch nicht hier.

Peter Janzen. — Registrierten Brief von hier den 4. August abgeschickt.

Oklahoma.

In diesen Tagen voll Kriegsgeschrei, des Handelsaufschwungs und der Zivilisation, da die Mehrheit des Volkes in den großen Zentren der Industrie und des Verkehrs mit den schwirrenden Tagesneuigkeiten ihren eintönigen Wettkampf um Existenz und Erdengüter würzt, giebt es wenige, die ihre Blicke auf die braven Männer und Frauen richten, die in den neuen Gebieten der Domäne Onkel Sams Pionierdienste thun. Und doch sind es diese Leute in erster Linie, die zu dem wirklichen Wohlstand und materiellen Fortschritt und Aufbau unseres schönen Landes mit am allermeisten beitragen.

Oklahoma war noch vor zehn Jahren ein Teil des Indianer-Territoriums und gehörte zu dem Streifen des Bundeslandes, der den Titel „No Man's Land" führte und der 1850 von Texas den Vereinigten Staaten überlassen wurde. Es umfaßte ein Areal von 39,030 Quadratmeilen. Im Jahre 1879 nahm eine Anzahl Auswanderer aus Missouri und Texas, die sich den Namen der "boomers" beilegte, von einem Striche Oklahomas Besitz, der von Indianern nicht besiedelt worden war; sie wurden aber durch eine Proklamation des Präsidenten Hayes wieder zum Lande hinausgetrieben. Im folgenden Jahre brach eine Expedition aus Kansas zu demselben Zwecke auf, wurde aber ebenfalls von der Regierung an der Besiedelung verhindert. Nochmals, im Jahre 1884, zog eine Kolonie von 600 Männern, Frauen und Kindern in den Landstrich und gründete den Ort Rock Falls, wurde aber auch noch in demselben Jahre vertrieben. Zwei Jahre später organisierten eine Anzahl Bewohner des „No Man's Land" das Territorium Cimarron, doch der Kongreß verweigerte seine Anerkennung. Als endlich 1889 die Creek-Nation die westliche Hälfte ihres Landstriches an den Bund abtrat und im nächsten Jahre die Seminolen ihre Vertragsländereien wieder zurückgaben, da erfolgte denn die amtliche Proklamation, durch welche das Land der Besiedelung eröffnet wurde. Im Jahre 1893 kam dann noch der Cherokee-Streifen, ungefähr 9000 Quadratmeilen umfassend, hinzu.

Zehn Jahre sind also seit der Eröffnung des Oklahoma-Territoriums verflossen. Damals hieß dasselbe „des armen Mannes Land" — "the poor man's country". Und heute? Es ist wunderbar, welche Umwandlung zehn Jahre hervorgebracht haben! Der Leser wird staunen müssen. Wo damals Indianer in Wäldern und auf weiten Ebenen nur der Jagd oblagen, wo Viehhirten ihre großen Rinderherden auf die Triften trieben, wo nur hie und da eine armselige Hütte—ein "dug-out" — zu finden war, befinden sich jetzt die prächtigsten Farmen, die bequemen modernen Landhäuser, blühende Städtchen und Ortschaften mit allen modernen Einrichtungen und neuzeitlichem Komfort. Nenne heute keiner mehr Oklahoma „des armen Mannes Land"! Geradezu unglaublich ist der Scenenwechsel. Heute wohnt da ein Volk von 350,000 Seelen. Bessere Ernten, seltenere Mißernten giebt es nirgends. Ein langer milder Herbst begünstigt die Aussaat, gelinde Winter schützen sie, und ein zeitiges Frühjahr bringt die Ernte rasch herbei und beglückt die Bewohner des Territoriums, die seither mit ihrem Weizen stets die ersten auf dem Markte sind.

Beispiellos rasch ist dieses Territorium emporgeblüht. In den ersten vier Jahren war die bebaute Bodenfläche schon auf 2,372,482 Acres angewachsen. Neuer Grund wurde umgebrochen, Waldland wurde geklärt, Häuser wurden errichtet, Felder und Obstgärten angelegt — alles mit einer Geschwindigkeit, die Bewohnern alter Ortschaften feenhaft erscheinen mußte. Es ist thatsächlich vorgekommen, daß, wo heute noch weithin Wald und Gebüsch stand, nächste Woche schon ein gepflügtes und besätes Feld lag. Die Industrie hielt mit dem Ackerbau Schritt: zwei Jahre nach Eröffnung des Territoriums zählte man 72 große Fabrikanlagen. Jedes County besitzt heute mehrere Mahlmühlen. Schon 1895 besaß Oklahoma vier Eisenbahnlinien, mehrere gute Kohlengruben, eine ergiebige Goldmine in den Wichita-Bergen und 57 Banken. Das sind nur einige wenige, aber genügend deutliche Belege des Wachstums. Oklahoma ist bereits von dem patriotischen Wunsche beseelt, durch Aufnahme in d n Staatenbund die Landesflagge um einen weiteren hellen Stern zu vermehren. Die gegenwärtige Territorial-Verwaltung besteht aus einem vom Präsidenten ernannten Gouverneur, einem Kassierer, Rechnungsführer (auditor), Generalanwalt, Schulsuperintendenten und andern niederen Beamten. Die Territorial-Gesetzgebung besteht aus einem Oberhause von 13 Mitgliedern (Council) und einem Repräsentantenhause von 26 Mitgliedern. Guthrie, die Hauptstadt, ist eine geschäftsrege, rasch wachsende, hübsche und mit allen modernen Neuerungen versehene, die Anfänge einer Metropole hervorkehrende Stadt.

Fruchtbar und gut bewässert ist der Boden, alle Arten Getreide und Früchte gedeihen, und es giebt bereits ganz vortreffliche Obstgärten. Hafer gedeiht üppig und ergiebt durchschnittlich 45 Bushels vom Acre, doch sind Erträge von 90 und 100 Bushels nichts Seltenes. Die diesjährige Ernte beträgt volle 15,000,000 Bushels. Korn wird mit jedem Jahre mehr angepflanzt; man erwartet heuer einen Ertrag von 70,000,000 Bushels, und der einzelne Acre in den Flußniederungen ergiebt oft von 85 bis 90 Bushels. Letztes Jahr brachte das Territorium auch schon 115,000 Ballen Baumwolle auf den Markt, und heuer ist ein beträchtlich größeres Areal mit Baumwolle bepflanzt. Aepfel, Pfirsiche, Beeren, Kastorbohnen, Erdnüsse, Besenkorn, Zuckerrohr, namentlich aber Wassermelonen, von denen man oft hundertpfündige Ungetüme sieht, gedeihen aufs vortrefflichste.

Aber Weizen ist des Landes König. Eben ist die größte Weizenernte des Territoriums geborgen worden. Schon letztes Jahr waren es nur noch acht Staaten der Union, die mehr Weizen erzeugten als Oklahoma, heuer werden es keine vier mehr sein, die in der Weizenernte das Territorium überflügeln. Die mit Weizen bestellte Fläche betrug 1,400,000 Acres, und das Ernteergebnis sind an 40,000,000 Bushels. Erträge von 30 bis 38 Bushels vom Acre sind nichts Ungewöhnliches. Ganze Frachtzüge voll Erntemaschinen sind dieses Frühjahr ins Territorium gekommen, und doch ist kein einziger der Kaufleute imstande gewesen, alle Aufträge auszuführen. Die Counties Kay, Grant, Woods, Garfield, Noble, Payne, Logan, Oklahoma, Kingfisher und Canadian stehen in der Weizenerzeugung obenan. Weizenfelder von 1000 Acres sind keine Seltenheit, und in der Ponca-Reservation finden wir das größte im ganzen Westen: dort hatten G. W. Miller & Son eine Weizenfarm von 9000 Acres, auf der 28 Ernte- und vier Dreschmaschinen neuester Kon-

struktion das Einheimsen des goldenen Korns besorgten. Daneben findet sich der größte umzäunte Wassermelonen-„Patch“ der Welt — 1000 Acres voll unzähliger, appetitreizender Früchte. In dieses Weizenfeld und in diesen Melonengarten hat die Santa Fe-Bahn eigene Zweiggeleise hineingelegt. Seit fünf Jahren ist Oklahoma beständig der erste Weizenverkäufer auf dem Markte, und sein Weizen hat sowohl auf der Chicagoer als auch auf der Omahaer Weltausstellung den höchsten Preis davongetragen.

Lassen wir freilich die Blicke hinüber nach Kansas gleiten, so sehen wir da in diesem viel größeren Staate eine Weizenernte, die uns an die gefüllten Kornhäuser Pharaos erst recht noch erinnert. Die diesjährige Ernte wird dort — sage und schreibe — auf 100,000,000 Bushels geschätzt und wird an $60,000,000 eintragen. Wie enorm! Wenn diese Geldsumme auf den Kopf der Staatsbevölkerung verteilt würde, erhielte jeder Mensch in Kansas $40. Wenn diese ganze Weizenmenge nach dem Osten spediert würde, so gäbe es einen Frachtzug von 200,000 Bahnwagen, der von Topeka bis Buffalo, 1200 Meilen weit, reichte.

Ein eigenartiges Bild bietet die Ernte im Westen. Das fahrende Erntevolk — wandernde Arbeitergruppen — beginnt im Süden und zieht weiter von Farm zu Farm durch County auf County und Staat auf Staat, bis es in Norddakota die Saison beschließt. Die Farmer setzen den Arbeitern einen guten Tisch und haben trotz alledem in Jahren wie dieses über Mangel an Hilfe zu klagen. Gar mancher hat da eben einen Segen wie Petrus beim Fischzug.

Auch in kirchlicher Hinsicht ist Oklahoma vorangeschritten. Das zügellose Element, welches sich in neuen Gegenden so häufig breit macht, war bald in dem aufblühenden Territorium in Schranken gehalten oder ergriff wieder den Wanderstab. Ja, als neues Land hat Oklahoma verhältnismäßig wenig davon zu leiden gehabt. Hunderte von Kirchen, darunter schon viele schöne Bauwerke, zieren bereits das fruchtbare Gebiet, und alles verspricht, aus Oklahoma bald einen Staat zu bilden, dem der Bund mit Freuden die Bruderhand reichen kann. (Abendschule.)

Landwirtschaftliches.

Verschiedene Teige zu Obstkuchen.

Feiner Hefenteig zu Obstkuchen. Zu diesem Teige sind erforderlich: 6 Unzen Butter, 1 Pfund feines Mehl, ¼ Quart Milch, 1 Cake frische Hefe, zwei Eier, 1 Eßlöffel Zucker und ein knapper Theelöffel Salz. Die Hälfte des erwärmten Mehles wird mit lauwarmer Milch und der Hefe, ohne Salz, angerührt und zum Aufgehen zugedeckt an einen warmen Ort gestellt. Sobald der Ansatz zu gären anfängt, mengt man die andere Hälfte des Mehles, die vorher erwärmte Butter und die übrigen Bestandteile durch, schlägt den Teig tüchtig etwa 10 bis 15 Minuten und rollt oder drückt ihn mit der flachen Hand zu einem beliebigen Kuchen auseinander. Ringsherum formt man einen etwas erhöhten Rand, legt das Obst, am besten etwas erwärmt, darauf, läßt den Kuchen, ehe er in den Ofen kommt, nochmals aufgehen und giebt ihm einen hohen Grad Hitze.

Vorzüglicher Mürbteig zu Obstkuchen und Theegebäck. ¾ Pfund ausgewaschene, gute Butter wird zu Schaum gerührt, dann werden unter starkem Rühren löffelweise 10 Unzen feiner Zucker, auf dem eine Citrone abgerieben war, 8 hartgekochte Eidotter, ein wenig Zimmet, nach Belieben Muskatblüte, sowie eine Prise Salz abwechselnd dazugethan, so nämlich, daß man einen Löffel Zucker, dann einen zuvor fein zerdrückten Dotter, wieder ganz verrührt und so fort, bis Zucker und Ei so verbraucht sind. Zuletzt wird 1¼ Pfund feinstes Mehl nach und nach darunter gerührt und gut geschlagen. Es ist ein fester, aber äußerst mürber Teig.

Sahneteig zu Obstkuchen. ¼ Pfund ausgewaschene Butter wird in Stückchen zerpflückt und mit 12 Unzen feinem Mehl vermengt, in der Mitte wird eine Vertiefuug gemacht und 1½ Unzen Zucker, ein Ei, ¼ Theelöffel Salz und 1 Tasse ganz dicke, säuerliche Sahne hineingegeben. An einem kalten Orte wird ein Teig davon gemacht, indem man mit dem Messer so lange Mehl nach der Mitte hinzieht und es verrührt, bis man ihn mit der Hand verarbeiten kann, was tüchtig geschehen muß. Hierauf lege man den Teig einige Stunden in den Keller, rolle ihn zu einem Unterblatte aus und versehe dasselbe mit einem etwas erhöhten Rande, damit der Saft des Obstes keinen Ausweg findet. Möchte man den Kuchen mit schmalen Streifchen Teig glitterartig belegen, so ist der vierte Teil von den angegebenen Bestandteilen mehr erforderlich, das Ei ist hinreichend. Rand und Streifen lassen sich am besten, nachdem hierzu ⅓ des Teiges dünn ausgerollt ist, mit einem Tortenrädchen abrädern, wobei der Rand die doppelte Breite der Streifen erhält; letztere werden schrägwinkelig und die Enden unter den Rand gelegt.

Kalter Teig zu Obstkuchen und Plätzchen. ¾ Pfund feinstes Mehl werden auf ein Backbrett gesiebt, in der Mitte wird eine Grube gemacht. In diese kommen vier Eßlöffel klarer Zucker, 4 Eßlöffel weißer Wein, 2 Eidotter und ½ Pfund ausgewaschene, gute Butter. Dies alles wird mit dem Messer zusammengehackt, dann mit den Händen nachgeholfen, daß es ein runder Klumpen Teig wird, der sogleich ausgerollt und mit so viel Mehl untermengt wird, daß er nicht anhängt, was er gern thut. Von diesem Teige kann man zwei gleich große Kuchen auftreiben, den unteren mit Obst belegen, den anderen drüber legen und die Ränder zusammendrücken.

Butterteig zu Obstkuchen. ½ Pfund ausgewaschene Butter, ein Pfund feines Mehl, zwei ganze Eier, 3 Unzen Zucker, 1 Weinglas kaltes Wasser und drei Eßlöffel Arrak oder Rum. Hieraus wird ein Teig bereitet, ganz wie der Sahnenteig gemacht, stark verarbeitet und ausgerollt.

Hausarzt.

Gesundheitspflege im Sommer.

Hygienische Winke über das Baden von Dr. Max Bylo.

Wieder einmal ist im Wechsel der Zeiten der Sommer genaht. „Es lächelt der See, er ladet zum Bade“, heißt es in einem alten Lied, kopfüber stürzen wir uns hinein, daß hochaufschäumend die Fluten über uns zusammenbrechen, in kräftigen Zügen durchmessen wir schwimmend das Wasser. Einen kurzen Moment spüren wir wohl ein Gefühl der Kälte und des Unbehagens, aber in kaum meßbarer Zeit hat es einem ungemein wohligen Behagen Platz gemacht; das bleibt, so lange wir im Wasser sind. Haben wir das Bad verlassen, uns getrocknet und treten den Heimweg an, so durchzieht eine köstliche Frische unseren Körper, leichten, beflügelten Schrittes eilen wir dahin, ein gesundes Verlangen nach Speise und Trank stellt sich ein, wir schlafen vorzüglich und selbst am nächsten Tage stehen wir noch unter der erfrischenden Nachwirkung des Bades. Wie sollen wir uns diese wunderbaren Einwirkungen erklären? Um dies zu verstehen, müssen wir uns vor allem Wesen und Einfluß des Wassers auf die Bedeckung des Menschen, die Haut, die den Angriffspunkt des Wassers beim Baden bildet, klar machen.

Auf unserem Körper lagert sich der Staub der Luft ab. Die Räume, in denen wir arbeiten, die Gegenstände, welche wir berühren, lassen ihre Spuren auf uns zurück. Dieser Schmutz ist nicht unbedeutend, denn man hat in 50 Kilogramm getragener Wäsche bis 2 Kilogramm davon gefunden. Er schädigt unser Wohlbefinden, zunächst weil er die normale Thätigkeit der Haut verhindert. Von allen schädlichen Stoffen nun befreien wir uns wirksam durch ein Bad, in welchem freilich Seife und Bürste nicht fehlen dürfen. Ist dieser Einfluß des Wassers auf den Körper auch dem warmen Bad in hohem Grade eigen, so wird die weitere außerordentlich wichtige Funktion der Haut, nämlich die der Wärmeregulierung für den Körper vornehmlich vom kalten Bade günstig beeinflußt; die Haut giebt Wärme ab und bildet zugleich Wärme, und durch den steten Wechsel dieser beiden reguliert sie die gesamte Wärme des Körpers. Alle unsere Erkältungskrankheiten beruhen einzig und allein auf einem durch die verschiedensten Ursachen veranlaßten Mißverhältnis in dem normalen Ablauf von Abgabe und Neubildung, während der wirksamste Schutz, den wir gegen Erkältung haben, nämlich die Abhärtung, wiederum nur auf einer Kräftigung dieses Wärmeregulationsapparates der Haut beruht. Abhärtung also, das köstlichste Gut, das wir besitzen und unseren Kindern mitgeben können, bedeutet nichts anderes als Stärkung der Haut, so daß selbst erhebliche Temperaturunterschiede auch ohne Aenderung in der Kleidung gut ertragen werden.

Einen noch höheren hygienischen Wert als das Baden hat das Schwimmen, das eine solche Reihe von hygienischen Vorteilen in sich begreift, daß man es wohl ohne Uebertreibung als gesundheitlichste Uebung bezeichnen kann. Und wie wenig ist die Kenntnis von dieser Wirkung des Schwimmbades im Volke verbreitet, wie wenige selbst der Gebildeten wissen etwas von deren Begründung! Man weiß daß es erfrischt, die Muskeln kräftigt, den Stoffwechsel anregt und den Körper abhärtet, das „Warum“ macht keinem Plage. Das Schwimmbad wirkt zunächst durch die Temperatur und den Druck des Wassers auf unseren Körper ein; der Kältereiz, der auf unseren Körper ausgeübt wird, steigert die Verbrennungsvorgänge und damit den Stoffwechsel, und der Körper reagiert durch dieses Eindringen der Kälte durch eine erhöhte Wärmeproduktion im Innern. Diese Reaktionskraft ist natürlich wechselnd je nach der Konstitution und Disposition des Körpers, nach seiner Anpassungsfähigkeit, der Stärke und Dauer des Kältereizes. Daraus erklären sich manche bekannte Beobachtungen. Vollsaftige Menschen mit gesundem Blut und guter Ernährung vertragen das Schwimmen besser wie blutarme, schlecht genährte Menschen. Auch nervenschwache, schlaffe Menschen vertragen deshalb das Schwimmen schlecht; sie schrecken davor zurück wie alte Leute, deren Reaktionskraft begreiflicherweise geringer ist. Indes läßt sich diese durch regelmäßige Schwimmübungen erhöhen; das sehen wir schon an zarten und schwächlichen Kindern, die — gute Konstitution vorausgesetzt — die Wärmeentziehung sehr gut vertragen lernen und den anfänglichen Widerwillen gegen das Wasser recht bald verlieren. Die Dauer des Schwimmens und Badens ist demnach nach der Reaktionskraft des Körpers zu bemessen. Bleibt der Körper nach jedem Schwimmbad blaß und fröstelnd, so war dessen Dauer zu lang, oder der Körper ist zu schwach und kann sich der Temperatur des Wassers nicht anpassen. Andauerndes Frösteln und Zittern im Wasser muß immer die Aufforderung sein, das Wasser zu verlassen. Im großen und ganzen sind diese Fälle Ausnahmen, denn von Uebung zu Uebung wird die Reaktionskraft des Körpers gehoben, er wird mit andern Worten ständig besser geeignet, sich kühleren Temperaturen anzupassen und somit die Dispositionen für Erkältungen zu verhindern.

Die Forschungen der letzten Jahre haben außerdem als überraschende Thatsache festgestellt, daß unter dem Einfluß des kalten Wassers eine mächtige Vermehrung der Blutkörperchen stattfindet, so daß man es direkt als blutbildend bezeichnen kann. Aber mehr! Der Kältereiz des Wassers ist ein zu mächtiger Lebensreiz, als daß er nicht auch die großen Triebfedern unseres Körpermechanismus beeinflussen sollte: Nerven, Herz und Atmung. Die Nervenreize, welche die Körperoberfläche erhält, wirken nicht nur auf diese allein, sie werden nach dem Gehirn weitergegeben und veranlassen eine Vertiefung der Atmung, bei welcher mehr Sauerstoff eingeatmet und mehr Kohlensäure ausgeschieden wird. Das Herz wird zu kraftvoller Arbeit herangezogen; mächtig klopft es, wenn kaum ein Teil des Körpers ins kühle Wasser getaucht ist, rascher rollt das Blut durch die Adern, energievoller arbeitet der von allen Seiten durch kräftige Reize getroffene Körper. Wer in seiner Jugend das Glück gehabt, an seinem eigenen Körper zu empfinden, welche Gesundheitsfülle und herrliche Kraft ein regelmäßiges kaltes Bad zu verleihen imstande ist, wer aus eigener Anschauung beobachten konnte, wie schwächliche Kinder mit schmaler Brust, blassem und müdem Aussehen durch fortgesetztes Schwimmen mit der Zeit zu kräftigen Gestalten mit breiter Brust und vollem pulsierendem Leben in körperlicher Frische und geistiger Munterkeit heranwuchsen, wie sie abgehärtet wurden, Wind und Wetter zu vertragen, wie sie seltener und dann nur leichter erkrankten, wird mir aus voller Seele beistimmen, daß derjenige, welcher regelmäßig vernünftig badet und schwimmt, kräftiger, leistungs- und widerstandsfähiger, energischer an Körper und Geist wird, als derjenige, der dies versäumt und sich um Körperpflege nicht kümmert. Das Schwimmen ist aber auch eine gymnastische Uebung, stellt es doch vielleicht die vollendetste der Turnübungen dar, es ist Turnen im Wasser, das alle Muskeln des Körpers in Anspruch nimmt und in staubfreier Luft ausgeführt wird. Alle Vorteile des Badenden empfindet der Schwimmer in verstärktem Maße. Zu der Kräftigung der Atmung, der Blutbewegung, des Nervenlebens und des Stoffwechsels gewinnt er noch die allseitige Ausbildung der Muskulatur hinzu und mit ihr eine Steigerung der Elastizität und der Lebensfrische. Und deshalb ist das Schwimmen nicht nur ein Mittel der Kraft und Gesundheit für die männliche Jugend, sondern noch weit mehr für die weibliche, wie für unsere ganze Frauenwelt, deren körperliche Erziehung und Uebung noch überall weit im argen liegt. Turnen wird von ihnen nur in verschwindendem Maße betrieben; Rücksichten mannigfachster Art, thörichte Wünsche der Eltern hindern überdies die besten Absichten der Lehrer. Denn es ist eine weit verbreitete Unsitte, bei der geringsten Kleinigkeit die Mädchen vom Turnunterrichte fernzuhalten, sie oft völlig davon zu dispensieren, während man sie mit Geschichte und Litteratur, Klavier und Gesang fast zu Tode plagt! Noch immer hat man nicht einsehen lernen, ein wie ungeheuer wichtiger Faktor gerade beim weiblichen Geschlecht die Ausbildung des Körpers ist, noch immer thut man das Gegenteil von dem, was heilsam, was kräftigend ist. Baden und Schwimmen wird nur in den allerwenigsten Kreisen der Frauenwelt getrieben, kräftigende Spiele, wie Federball, Reifenspiel, Lawn Tennis, beschränken sich ebenfalls auf eine geringe Schar; Rudern, Reiten, Fechten, Bergsteigen u. s. w. treiben die Frauen überhaupt nicht, und so bleiben allein — selbst weitere Spaziergänge sind ja ohne männliche Begleitung nicht ausführbar — das in jüngster Zeit allmählich zum Durchbruch gelangte Radfahren und das mehr wie ungesunde Tanzen als körperliche Uebungen unserer Damenwelt übrig. Dafür werden von einer verblendeten Erziehungsmethode, oder sagen wir besser Mode, alle Bewegungstriebe unterdrückt, steife gemessene Bewegungen werden schon mit Beginn des heranreifenden Alters vorgeschrieben, die Gewandung selbst, das Tragen der engen Kleider und engen Schuhe, die unselige Sitte des festen Schnürmiederes, kurzum der ganze moderne Panzer, macht jede Leibesübung unmöglich und bildet nur Puppen! Und doch beruht auf diesen Mädchen, welche dafür mit Gedächtniskram überpfropft werden, deren Sinnesthätigkeit nach allen Richtungen hin überreizt und abgespannt wird, die Zukunft des Vaterlandes, die Kraft der kommenden Geschlechter. Hier Wandel zu schaffen, hier die Möglichkeit einer besseren und gesunderen Zukunft anzubahnen, ist das Schwimmbad berufen, denn nichts ist geeigneter, dem Körper des Weibes zu einer kräftigen und schönen Entwicklung zu verhelfen und ihn für die vielen Anstrengungen des späteren Berufes vorzubereiten und zu erhalten, als diese Domäne gesunder, körperlicher Bewegung.

Man werfe vor allem die thörichte Angst als Mutter von sich, kalt baden und Schwimmen erzeuge Erkältung und Krankheiten. Gerade das Gegenteil ist der Fall, es ist das heilsamste und beste Schutzmittel gegen Krankheitsgefahr und Krankheitstücke. Daß kranke, geschwächte Individuen, daß alte Leute nicht baden sollen, habe ich schon oben erwähnt; aber der gesunden Jugend soll das Schwimmbad der vornehmste Tummelplatz sein, und sie wird den trefflichsten Lohn davon einheimsen, wenn sie nur folgendes beachtet: Nicht eher steige man in das kalte Wasser, bevor man sich nicht völlig abgekühlt hat, man gehe dann nicht zaghaft und langsam, sondern rasch, am besten mittels Sprung und Untertauchen hinein und mache kräftige Bewegungen. Stillstehen im kalten Wasser ist nie zweckdienlich! Spürt man nach kurzem Aufenthalte Frösteln, so verlasse man das Bad, nie dehne man es überhaupt länger als eine Viertelstunde aus. Ebenso rasch, wie man hineingegangen ist, gehe man hinaus, trockne sich rasch ab, kleide sich an und gehe nicht zu schnellen Schrittes, aber in gleichmäßigem Tempo heim. Man vermeide, kurz nach einer größeren Mahlzeit zu baden, gehe aber auch nicht, nachdem man längere Zeit nichts gegessen, ins Wasser. Dies die Hauptregeln eines gesunden Badens, und nun Glück auf zur Erfrischung und Labung!

Kirsch-Liqueur.—Trefflich hierzu geeignet sind neben den sauren Kirschen die Morellen, die man abstielt, aussteint, die Früchte zerquetscht, die Steine im Mörser stößt, und auf beides so viel Pint besten Branntwein gießt, als das Gewicht derselben in Pfund beträgt. In große Steinkrüge gefüllt, muß die Mischung, gut bedeckt, vierzig Tage stehen, worauf sie auf Flaschen gefüllt wird. Wünscht man den Liqueur süß, so kann man ihm von geläutertem Zucker einen beliebigen Zusatz geben.

Zeitereignisse.

Italien.

Rom, 31. Juli. — In Abwesenheit des neuen Königs hat das Ministerium in seinem Namen ein Manifest an das Volk erlassen, welches lautet:

„König Victor Emanuel III. hat bei der Besteigung des Thrones die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, dem Lande das schreckliche Unglück mitzuteilen, welches das wertvolle Leben des Königs Humbert plötzlich beendet hat.

Die Nation, welche in ihrer aufrichtigen Liebe zu dem erlauchten Toten und in einer aufrichtigen Hingebung und Anhänglichkeit an die Dynastie verwundet wurde, wird, während sie das grausame Verbrechen verdammt, ihre tiefe Trauer um das ehrwürdige Andenken eines guten, tapferen und hochherzigen Königs, welcher der Stolz seines Volkes und der würdige Vertreter der Traditionen des Hauses Savoyen war, dadurch bekunden, daß sie sich mit unerschütterlicher Loyalität um seinen erlauchten Nachfolger schart. Die Italiener werden durch ihre Thaten beweisen, daß ihre Institutionen nicht untergehen."

Die „Tribuna" sagt, man glaube, daß die Ermordung des Königs Humbert das Resultat eines Komplotts sei. Ein sich passiv verhaltender Anarchist erklärte kürzlich, wie die „Tribuna" sagt, daß in Paris eine Versammlung stattgefunden habe, in welcher Lose gezogen und mehrere Personen ausgewählt wurden, den König zu töten.

Außer Bressi befinden sich noch fünf Personen in Monza in Haft.

Die Polizei stellt nach allen Richtungen hin Untersuchungen an, doch die Informationen über den Mörder Bressi sind noch ziemlich unbestimmt. Es verlautet, daß, als er sich am Freitag in Monza nach einem Quartier umsah, er von einem jungen Manne begleitet war, den die Polizei jetzt sucht. Der Revolver, den der Mörder benutzte, war neu und trug den Stempel „Massachusetts".

Die Mailänder Polizei durchsuchte das Haus eines Mannes Namens Ranella und soll wichtige Papiere gefunden haben, welche darthun, daß Bressi mit Personen in den Vereinigten Staaten in Verbindung stand, mit denen er über das Verbrechen Mitteilungen ausgetauscht hatte.

Bressi und ein anderer Toscaner besuchten die Cafes in Mailand, wo man sie über einen Plan sprechen hörte, welcher die Welt in Erstaunen setzen werde. Alles deutet darauf hin, daß das Verbrechen lange vorbereitet war, und der Polizei wird jetzt Mangel an Vorsicht zum Vorwurf gemacht. Es stellt sich heraus, daß die bei der Ankunft des Königs auf dem Festplatze formierten Cordons vor seiner Abfahrt zurückgezogen wurden. Als der König sich zur Abfahrt rüstete, entstand eine Art Gedränge, das wahrscheinlich vorher vorbereitet war, um die Aufmerksamkeit der Carabiniere abzulenken. Der König war über seinen Empfang in Monza so erfreut, daß er zu seinem Adjutanten sagte: „Ich möchte zu Fuß zurückkehren!" Doch überredete man ihn, dies nicht zu thun.

Reggio Di Calabria, 30. Juli. — König Victor Emanuel III. traf um Mittag an Bord seiner Jacht hier ein, im Gefolge eines Torpedoboots, das ausgesandt war, ihn zu suchen. Der König fuhr heute nachmittag um 1 Uhr nach Monza ab.

Monza, 31. Juli. — Die Leiche des Königs Humbert liegt heute, in Schwarz gekleidet, auf dem gewöhnlich vom König benutzten Bette. Um die massiven Kandelaber mit brennenden Kerzen, die zu Häupten und am Fußende des Bettes aufgestellt sind, liegen die von der Königin Margherita gestifteten Blumen. Die Königin verbrachte die langen Stunden der Nacht an der Seite des Bettes im Gebet.

Vater Bignami, der Hofkaplan, hat die unmittelbare Aufsicht über das Totenlager. Der Kardinal-Erzbischof von Mailand hat angeordnet, daß in allen Kirchen seiner Diöcese ein Requiem abgehalten werde.

Es laufen noch fortwährend zahlreiche Beileidsdepeschen ein, darunter solche von den hervorragendsten Familien Roms.

Bressi trägt den krassesten Cynismus zur Schau. Bei seinem Verhör erklärte er, daß er ein revolutionärer Anarchist sei und seine Umtriebe wieder aufnehmen würde, wenn er seine Freiheit wiedererlangen sollte.

Monza, 1. August. — Der König und die Königin von Italien sind hier heute abend eingetroffen.

Monza, 1. August. — Inmitten einer ergreifenden Bewillkommnungs-Kundgebung für den König Victor Emanuel riefen zwei Fremde: „Es lebe die Anarchie!" Sie wurden verhaftet und entgingen nur mit knapper Not einem Lynchgericht von seiten der aufgeregten Menge.

Deutschland.

Coburg, 31. Juli. — Prinz Alfred Ernst Albert, Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, ist gestern abend in Schloß Rosenau an einer Herzlähmung gestorben.

Coburg, 31. Juli. — Der Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha ist gestern abend in Schloß Rosenau plötzlich an Herzlähmung gestorben. Er litt an einem krebsartigen Geschwür an der Zungenwurzel, wie sich kürzlich bei einer Untersuchung durch Wiener Spezialisten herausgestellt hatte. Am letzten Samstag hatte er einen so heftigen Erstickungsanfall, daß Anstalten getroffen wurden, eine Operation vorzunehmen. Ehe es dazu kam, erlag er gestern abend plötzlich einer Herzlähmung und wurde dadurch vor langem schmerzhaftem Leiden bewahrt.

London, 31. Juli. — Die Beerdigung des verstorbenen Herzogs findet am Freitag, den 3. August, in Coburg statt. Der Prinz von Wales wird die Königin repräsentieren. Entweder geht sein Sohn, der Herzog von York, oder sein Bruder, der Herzog von Connaught, ebenfalls dahin.

Berlin, 31. Juli. — Die Leiche des verstorbenen Herzogs von Sachsen-Coburg und Gotha wird morgen nach der Moritzkirche in Coburg gebracht werden, wo sie auf dem Paradebette ausgestellt sein wird. Der neue Herzog, der am 19. Juli zum Leutnant in der preußischen Armee ernannt wurde und der eine militärische Ausbildung in Potsdam erhalten hat, weilt augenblicklich als Gast bei König Oskar von Schweden. Er wird morgen hier erwartet. Er wird erst 1905 majorenn, und nach dem in 1898 angenommenen Coburger Gesetze wird der Erbprinz Ernst von Hohenlohe-Langenburg, Schwiegersohn des verstorbenen Herzogs, Regent.

Die deutsche Presse hebt gelegentlich des Ablebens des Herzogs von neuem hervor, wie unwünschenswert es sei, zu gestatten, daß ein deutscher souveräner Staat ein englisches Erbstück werde, das von einer Hand in die andere übergehe. Die „Nationalzeitung" schließt ihren Artikel über den Gegenstand mit einer Warnung an den jungen Herzog, daß es von ihm abhängen werde, alle innerhalb und außerhalb des Herzogtums gemachten Einwände, daß die Nachfolge an einen Prinzen von ausländischer Geburt und Erziehung übergehe, zu zerstreuen.

Gerüchtweise verlautet in hiesigen politischen Kreisen, daß der Tod des Herzogs Alfred durch Unmäßigkeit herbeigeführt worden sei, da es in Coburg Stadtgespräch gewesen sei, daß er jede Nacht total betrunken ins Bett gebracht werden mußte.

Eine Depesche aus Elberfeld meldet, daß daselbst ein gewisser Giuseppe Bernendi verhaftet worden sei, der erklärt haben soll, daß Kaiser Wilhelm der Nächste sei, der ermordet werden würde. Er stellte dies in Abrede, doch glaubt man, daß er ein Anarchist ist.

China.

London, 1. Aug. — Die Verbündeten begannen heute morgen den Vormarsch von Tien Tsin, wie eine von heute vormittag 11 Uhr 10 Minuten datierte Depesche aus Shanghai meldet. Der erste Zusammenstoß der Entsatz-Expedition mit dem Feinde wird wahrscheinlich bei Pei-Tang stattfinden.

Tien Tsin, 26. Juli; via Tschifu, 30. Juli, und Shanghai, 1. Aug. — Der amerikanische Befehlshaber erhielt heute aus Washington Befehl, den Vormarsch gegen Peking nicht zu verzögern. Es wurde ihm ebenfalls mitgeteilt, daß bedeutende Verstärkungen unterwegs seien. Im japanischen Hauptquartier herrscht große Rührigkeit. Die Vorbereitungen für den Transport werden mit größter Eile betrieben. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß die Japaner oder Briten hinter den Amerikanern zurückbleiben werden, obwohl die Vorbereitungen der Briten noch lange nicht vollendet sind. Andererseits ruft die japanische Organisation allgemeine Bewunderung wach. Die Gesamtstärke der hier befindlichen Verbündeten ist 17,000; Verstärkungen treffen täglich ein.

St. Petersburg, 1. August. — Amtliche Depeschen aus dem fernen Osten zeigen noch immer, daß die dortigen russischen Befehlshaber alle Hände voll zu thun haben, um mit den bewaffneten Chinesen in der Umgegend von Port Arthur fertig zu werden. Russische Abteilungen versuchen die chinesischen Soldaten, die sich entgegen den Vertrags-Bestimmungen in der neutralen Zone aufhalten, zu entwaffnen.

In verschiedenen Gegenden der Halbinsel Liao Tung haben Gefechte stattgefunden. Eine Abteilung Militär wurde zweimal von kaiserlichen Truppen, die wie Zivilisten verkleidet waren und ihre Militärabzeichen durch Patronentaschen verdeckt hatten, angegriffen. Eine andere Abteilung verlor zehn Tote und dreißig Verwundete. Eine dritte Abteilung wurde in hinterlistiger Weise angegriffen und verlor 20 Tote, 6 Verwundete und 4 Vermißte.

Shanghai, 2. August. — Die Verbündeten rückten heute nach Peking vor. Man schätzt die Stärke der Expedition auf 20,000 Mann aller Waffengattungen, einschließlich 170 Geschütze. Man hofft Peking am 12. August zu erreichen.

Admiral Alexiew ist nach Niu Tschwang gegangen, wo die Stellung der Russen als bedenklich bezeichnet wird.

Es heißt, daß in der Shan Si Provinz 50 Missionare getötet wurden.

St. Petersburg, 2. August. — General Grodekoff telegraphierte am 1. August folgendes:

„Die chinesische Festung in Hung Hun wurde am 30. Juli von General Ajgustow gestürmt, wodurch die von der Garnison von Hung Hun bedrohten Posten von Novokijevskoje und Postja entsetzt wurden. Es wurden viele Geschütze erbeutet. Die Russen verloren zwei Offiziere und 6 Mann an Toten und 4 Verwundete."

London, 2 August. — Die chinesische Inland-Mission erhielt heute folgende Kabeldepesche von Rev. F. W. Stevenson:

„Shanghai, 31. Juli. — Die Damen Frl. King, Burton und Rasmussen sind wahrscheinlich in Ho-Shan, in der Provinz Shan-Si, ermordet worden. In dem Ning-Po-Distrikt ist ein Aufstand ausgebrochen und man befürchtet für die Missionare, zwei verheiratete Paare und vier ledige Damen, das Schlimmste."

New York, 2. August. — Einer Depesche aus Tien Tsin zufolge ist die japanische Avantgarde mit einem Verlust von 150 Mann an Toten und Verwundeten zurückgeschlagen worden.

Washington, D. C., 2. Aug. — Sekretär Hays Antwort an Li Hung Tschang, in welcher er erklärte, daß er als ein gutes Recht der amerikanischen Regierung erwarte, daß dieselbe in freien Verkehr mit ihrem Gesandten in Peking gesetzt werde, ohne daß daran irgend welche Bedingungen in Bezug auf die Einstellung des Vormarsches nach der chinesischen Hauptstadt geknüpft würden, hat die Unterhandlungen mit China abgeschlossen, wenn nicht der betagte Vizekönig imstande ist, eine vollständige und sofortige Annahme unserer Bedingungen bezüglich der ausländischen Gesandten durchzusetzen. Es sind daher von Washington keine Befehle hinsichtlich einer Verzögerung der Vorbereitungen für den Vormarsch abgesandt worden. In der Antwort des Staatsministers befindet sich auch die Erklärung, daß die Verhinderung eines freien Verkehrs mit den Gesandten, so lange die chinesische Regierung imstande ist, einen solchen zu vermitteln, als eine „unfreundliche" Handlung angesehen werden müsse, eine Erklärung, welche einer formellen Kriegserklärung sehr nahe kommt.

St. Petersburg, 2. August. — Der chinesische Gesandte Yong Lu hat im Namen seiner Kollegen in den europäischen Hauptstädten von dem Gouverneur von Shantung per Kabel verlangt, daß den Mitgliedern der Gesandtschaften freier telegraphischer Verkehr mit ihren Regierungen gestattet werde und daß die Gesandten unter chinesischer Eskorte nach Tien Tsin geschickt werden sollten.

Laut Nachrichten, die der russische Generalstab aus Tien Tsin erhalten hat, sind 50,000 geschulte chinesische Truppen in Peking, außer einer großen Anzahl Boxer, deren Stärke noch nicht gebrochen ist. Nach Ansicht des Generalstabs würde es riskant sein, vor Ende der Regenzeit nach Peking zu marschieren, da das Klima sehr veränderlich ist.

Frankreich.

Paris, 2. August. — Heute morgen wurde ein Mordattentat auf den Schah von Persien, Muzaffer-ed-Din, gemacht, doch verlief dasselbe glücklicherweise harmlos.

Als der Schah seine Gemächer verließ, durchbrach ein Mann den Polizeicordon und versuchte, auf den Tritt der fürstlichen Equipage zu steigen. Er hielt einen Revolver in der Hand, aber sobald die Polizei seine Absicht merkte, wurde er entwaffnet, ehe er zu schießen vermochte.

In der Polizeistation sprach der Mann sein Bedauern darüber aus, daß es ihm nicht gelungen sei, seine Absicht auszuführen. Um seine Beweggründe gefragt, erklärte er: „Das ist eine Sache, die ich mit meinem Gewissen abzumachen habe."

Es war gerade ein Viertel nach 9 Uhr, als die Kutsche des Schah aus dem Hofe des Palastes herausfuhr. Neben dem Schah hatte sein Großvezier Platz genommen und ihm gegenüber saß General Parent. Die Kutsche bog nach links um, der Avenue Bois de Boulogne zu. Sie war erst eine kurze Strecke gefahren, als ein Mann in Arbeiterkleidung zwischen zwei Automobilen hervorsprang, sich durch den Polizeicordon Bahn brach, wobei er einen Polizisten auf dem Zweirad über den Haufen warf und auf den Tritt der Equipage sprang. In der einen Hand hielt er einen Rohrstock, mit dem er wie zum Schlage ausholte; doch diese Bewegung war nur darauf berechnet, seine wirkliche Absicht zu verbergen, denn in der anderen Hand hielt er einen Revolver.

Der Großvezier schlug dem Mann die Waffe aus der Hand und zur selben Zeit ergriffen Polizisten von hinten seinen Arm und überwältigten den Mann. Eine Menschenmenge von 500 Köpfen, welche Augenzeuge des Mordattentats war, drängte auf den Attentäter zu und versuchte, ihn anzugreifen, doch eine zum Schutze des Schah in der Nähe befindliche starke Polizeimacht verhinderte die Menge daran, dem Verbrecher ein Leid anzuthun.

Der Gefangene wurde nach der Polizeistation gebracht, wo er sich weigerte, seinen Namen und seine Nationalität anzugeben. Er spricht sehr wenig und dies mit einem starken südlichen Accent. Die Polizei glaubt, daß er ein Italiener ist. Er ist etwa 26 Jahre alt, hat kastanienbraunes Haar, einen großen Schnurrbart und blaugraue Augen. Er trug eine Bluse und weite Beinkleider, nach Art der Zimmerleute. In seiner Tasche fand man ein großes Messer und ein Taschentuch mit dem Stempel: „128. Infanterie-Regiment". Als dieses gefunden wurde, sagte der Mann: „Das wird Ihnen bei Ihren Nachforschungen nach meiner Persönlichkeit nichts nützen."

Später sagte der Gefangene zu einigen Angestellten des Haushalts des Schah, die versuchten, ihn auszuholen: „Euer Herr wird gut thun, abzudanken; thut er es nicht, so werden wir ihn töten."

Ein Augenzeuge des Mordattentates sagt, der Mut des Schah sei bemerkenswert gewesen. Er bewahrte die größte Kaltblütigkeit und war einer der ersten, die seinen Angreifer packten, indem er ihn mit beiden Händen festhielt, bis der Mann von der Polizei zu Boden geworfen wurde.

Der Schah hatte, kurz bevor er den Palast verließ, einen aus Italien datierten und mit einem italienischen Namen unterzeichneten, jedoch in Paris auf die Post gegebenen Brief erhalten, in welchem ihm angekündigt wurde, daß er heute ermordet werden würde. Die Polizei glaubt, daß der Attentäter Mitschuldige hatte. Die ganze Polizeimacht ist auf der Suche nach denselben.

Heute nachmittag führte der Schah sein Programm aus, das aus einer Fahrt die Seine hinunter bis Versailles bestand.

St. Louis, Mo., 31. Juli. — Der bekannte Turner John C. Meyers hat heute die Strecke von Alton, Ill., nach St. Louis, welche 27 Meilen beträgt, in genau sechs Stunden durchschwommen. Er war, als er am Ziel ankam, nicht besonders ermüdet. Bekanntlich wurde derselbe Schwimmversuch letzte Woche durch einen heftigen Sturm vereitelt.

New Orleans, La., 31. Juli. — Der 65jährige Versicherungsagent H. H. Batte, der am letzten Freitag vom Neger Charles in dem Hause an Clio und Saratogastraße geschossen wurde, ist heute gestorben. Dies ist das siebente Menschenleben, welches dem ruchlosen Mordbuben zum Opfer gefallen ist. Alle Erschossenen waren Weiße.

New York, 31. Juli. — Der bekannte Geschichtschreiber John Clark Ridpath ist heute abend um halb sechs Uhr im hiesigen Presbyterianer-Hospital, worin er seit dem 26. April krank gelegen, gestorben. Er war in 1841 in Putnam County, Indiana, geboren.

Führer der italienischen Anarchistengruppe zu Paterson in New Jersey, von wo sich Bressi nach Italien begab, ist eine junge Italienerin, Ernestina Crevella, eine Mitarbeiterin an der in Paterson erscheinenden anarchistischen Zeitung „El Questione Sociale", ein ungefähr zweiundzwanzig Jahre altes Mädchen von geradezu berückender Schönheit.

(Jll. Staatsztg.)

Tropische Hitze.

Minneapolis, Minn., 1. Aug. — Eine Spezialdepesche aus Pierre, S. D., sagt: Heute hat hier eine ganz unerhörte Hitze geherrscht, indem das Thermometer am Wetteramte 111 Grad im Schatten zeigte. Am letzten Sonntag hatte es 102 Grad gezeigt, am Montag 105 und am Dienstag 108 Grad. Für morgen wird noch größere Hitze in Aussicht gestellt. Ein heißer Wind hat heute den ganzen Tag hindurch geweht und niemand wagt sich aus dem Hause, der es nicht nötig hat.

Russische Auswanderung nach Sibirien.

Die russische Regierung bemüht sich, eine Auswanderung nach den durch die Transsibirische Eisenbahn erschlossenen fruchtbaren Distrikten im Osten zu fördern, und zu diesem Zwecke hat der Eisenbahn-Minister befohlen, die Beförderung von Auswanderern nach einer ganz besonders niedrigen Fahrpreis-Rate vorzunehmen. Diese billigen Spezial-Fahrkarten werden für Tobolsk, Irkutsk und selbst für Wladiwostok und Port-Arthur ausgegeben, gelten für eine ganze Familie, gleichviel, wie groß diese ist, und sind an 114 Stationen der Linie erhältlich. Die Verwaltung hat einen Zonen-Tarif eingerichtet, und der Preis von irgend einem Punkte des europäischen Rußlands nach Tobolsk beträgt nur 2 Rubel, während jenseit Tobolsk die Reise nach irgend einem Platze des riesigen Sibirischen Reiches nur 4¼ Rubel kostet. Auf diese Weise können die armen Auswanderer für nicht ganz 7 Rubel oder etwa 4 Dollars eine Entfernung von über 6000 Kilometer zurücklegen, und zwar in verhältnismäßig kurzer Zeit und mit großer Bequemlichkeit. Die russische Regierung verspricht sich außerordentlich gute Resultate von dieser Einrichtung für ihre spärlich bevölkerten, riesigen Landstrecken in Sibirien und für ihre Besitzungen im fernen Osten, und es heißt, daß der Gedanke hierzu vom Kaiser Nikolaus selbst ausgegangen sein soll.

(Jll. Staatsztg.)

Neueste Nachrichten.

Ausland.

China.

St. Petersburg, 4. August. — Infolge der großen Ausgaben in Verbindung mit den Wirren in China hat der Zar eine Erhöhung der Handelszölle angeordnet, soweit dieselben nicht durch Handelsverträge beschränkt sind.

New York, 3. August. — Eine Depesche an den „Herald" lautet: Glaubwürdige Nachrichten besagen, daß chinesische Truppen fortwährend vom Yang-Tse-Thale nach Norden und Süden vorrücken und vielleicht die europäischen Armeen angreifen und umgehen mögen.

St. Petersburg, 3. August. — General Grodekoff berichtet aus Khabrowsk unter dem 1. August, daß 14 Hotchkiß- und zehn andere Geschütze in Hunghun von den Russen erbeutet wurden. Die letzteren erstürmten am Montag die Festung und trieben 4000 Chinesen vor sich her.

Tschifu, 26. Juli, via Shanghai, 2. August. — Unzufriedene chinesische Offiziere, welche Peking am 15. Juli verließen, sagen, daß in der Stadt Anarchie herrsche. Prinz Tuan und Gen. Tung-Fuh-Sian, die Befehlshaber der Boxer, hätten Jung-Li und Prinz Tsching eine Niederlage bereitet und erließen Edikte, in welchen zur Ermordung aller Ausländer und eingeborenen Christen aufgefordert würde. Den ausländischen Truppen ging die Munition aus, doch jede Kugel, die sie abfeuerten, tötete einen Chinesen.

Paris, 3. August. — Der französische General-Konsul in Shanghai, de Begaure, sagt in einer Depesche vom 2. August, daß viele Missionare verschiedener Nationalitäten in der Provinz Shang-Si niedergemetzelt seien.

St. Petersburg, 4. August. — General Grodekoff hat dem Kriegsministerium folgende Depesche geschickt:

„Khabarovsk, 3. August. — Zwei Kolonnen von Blagoweschtschensk überschritten um 3 Uhr morgens unter Führung der Obersten Schwerin und Scherikinoff den Amur, griffen die chinesischen Truppen an und nahmen die Stadt Sakhalin ein. Sie erbeuteten eine Kanone und viele Mausergewehr-Patronen.

Der Dampfer „Silenga" wurde von dem Gewehrfeuer stark beschädigt.

Die Transseisk-Abteilung unter Führung des Obersten Pfotenhauer bombardierte Aigun aus 12 Mörsern. Das Feuer wurde von den Chinesen erwidert. Ein Offizier und 5 Mann wurden getötet und 15 Mann verwundet. Vier gepanzerte Dampfer patrouillieren den Amur-Fluß."

Eine heute hier eingetroffene Depesche vom Ingenieur Offenberg aus Kumsig, Gasimur, in der Trans-Baikal-Provinz, vom 1. August sagt:

„Während des Rückzugs zur Grenze wurden die Agenten, Arbeiter und Wachen in den Shingan-Pässen von den Chinesen überrascht und beschossen. Drei Wachen und ein Arbeiter wurden getötet und zwanzig Arbeiter flohen in die Berge und keiner von ihnen ist zurückgekehrt."

Washington, D. C., 5. August. — Die Nachricht von dem Selbstmord Li Hung Tschangs findet in hiesigen amtlichen Kreisen nicht den geringsten Glauben, und bis heute abend ist darüber weder bei der Regierung noch bei der chinesischen Gesandtschaft irgend welche Nachricht eingetroffen. Die Beamten wissen nicht den geringsten Grund, weshalb der große chinesische Diplomat sich das Leben genommen haben sollte, was ihrer Ansicht nach für ein großes Unglück gehalten werden würde. Sein Tod würde unter den jetzt in China herrschenden Zuständen ein schwerer Verlust für das Land sein. Einer der Beamten nahm die Möglichkeit an, daß er einen Schlaganfall oder etwas Aehnliches erlitten habe, aber allgemein herrscht die Annahme vor, daß die Nachricht von seinem Selbstmord auf Unwahrheit beruht.

Paris, 5. August. — Das französische auswärtige Amt hat vom französischen Konsul in Tschifu folgende, vom 2. August datierte Depesche erhalten: „Der Gouverneur von Mukden hat in einer Proklamation die Bevölkerung der Mandschurei aufgefordert, die Christen zu ermorden. Es sind fast sämtliche Missionen zerstört worden. Die Missionare haben sich zur Verteidigung organisiert und werden von anderen Christen unterstützt."

Der Korrespondent der „Temps" in Shanghai telegraphiert heute folgendes: „Die Stärke der Verbündeten, die von Tien-Tsin abmarschiert sind, ist hier ebensowenig bekannt wie die Marschroute selbst, aber einem Gerüchte nach ist die Avantgarde zurückgeschlagen worden.

„Li Ping Heng (der frühere Gouverneur von Shantung), der den Europäern außerordentlich feindlich gesinnt ist, wird als Befehlshaber der chinesischen Truppen genannt."

Philippinen.

Washington, D. C., 4. August. — Die erste ernstliche Schlappe, welche die amerikanischen Truppen auf den Philippinen in den letzten zwei Monaten erlitten haben, wird in einer heute morgen von General MacArthur eingetroffenen Depesche berichtet. Man nimmt an, daß die kleine amerikanische Abteilung, welche so schwere Verluste erlitt, in eine vollständige Falle gelockt und gezwungen war, sich entweder zu ergeben, oder sich niedermetzeln zu lassen. Die Depesche lautet:

„Manila, 4. August. — Premier-Leutnant Alstaetter vom Ingenieur-Korps der amerikanischen Armee wurde am 1. August mit einer Eskorte von 15 Mann auf der Straße zwischen San Miguel de Mayuma, auf Luzon, und San Isidro von bewaffneten Banden von Insurgenten in einer Stärke von 350 Mann angegriffen. Die ganze Abteilung wurde entweder getötet, verwundet oder gefangen genommen.

Deutschland.

Berlin, 5. August. — Der Pfarrer T. Dewitt Talmadge, der gestern mit seiner Familie von St. Petersburg in Berlin eintraf, hat in der amerikanischen Kirche heute über die „Ermutigung der christlichen Arbeiter" gepredigt.

Dem Korrespondenten der Ass. Presse sagte Dr. Talmadge heute nachmittag: „In St. Petersburg wurde ich von Kaiser Nikolaus, der sich einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut, zum Mittagessen eingeladen. Er schien sich sehr für amerikanische Politik zu interessieren und erkundigte sich über die Aussichten der Präsidentenwahl. Er ist über amerikanische Angelegenheiten sehr genau unterrichtet. Der Zar sprach sich offen über die chinesische Frage aus und sagte, daß er erwarte, daß alles ohne Schwierigkeiten beigelegt werde."

Dr. Talmadge, der sich über die Entwicklung des russischen Volkes sehr günstig äußerte, bemerkte: „Ich fand in Rußland ebensoviel religiöse Freiheit wie in New York und Washington."

Südafrika.

London, 6. August. — Der Korrespondent der „Daily Expreß" in Lourenzo Marquez sagt in einer Depesche vom Samstag: Laut Nachrichten aus Transvaal wurde General Baden-Powell in einem kürzlichen Gefecht bei Rustenburg, in welchem die Buren, nach ihrer Angabe, etliche Gefangene machten und 324 Fuhrwerke erbeuteten, verwundet.

Inland.

Cambridge, Mass., 5. August. — Sieben Photographien sind letzte Nacht auf der Sternenwarte von Harvard University von dem kürzlich entdeckten Kometen aufgenommen worden und zur selben Zeit hat Professor Wendell das Licht des in der Kometenbahn befindlichen Sterns 10.5 Größe gemessen. Der Vorbeigang des Kometen verringerte die Helligkeit des Sterns nur um .03 seiner Größe.

Kansas City, Mo., 5. Aug. — Eine Spezialdepesche aus Salina, Kan., sagt: Der östlich fahrende Passagierzug No. 4 der Union Pacific-Bahn, der gestern abend von Denver abfuhr, wurde mehrere Meilen westlich von Hugo, Col., 90 Meilen diesseits von Denver, von zwei Männern angehalten. Die Passagiere der Pullmanschen Schlafwagen wurden um ihr Geld und ihre Wertsachen beraubt. Ein alter Mann, Namens Fay, der in Californien ansässig ist, und von Denver, wo er Verwandte besucht hatte, nach St. Louis unterwegs war, weigerte sich, seine Wertsachen auszuliefern und feuerte einen Schuß auf einen der Räuber ab, ohne jedoch zu treffen. Die Räuber schossen darauf ihre Revolver auf ihn ab, wobei Fay von einer Kugel in den Mund getroffen wurde, die am Hinterkopf wieder herauskam. Der Tod Fays erfolgte augenblicklich. Die Räuber hielten darauf den Zug an, sprangen herab und entkamen. Die Räuber waren in der Nähe von Limon auf einen der Schlafwagen gelangt und machten, nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, ein Geräusch an der Thüre. Der Zugführer, der glaubte, Landstreicher vor sich zu haben, öffnete die Thüre, um die Kerle hinunterzujagen. Die Räuber, welche verlarvt waren, zwangen jedoch den Zugführer mit vorgehaltener Pistole, sie durch die Wagen hindurchgehen zu lassen, wobei er vorangehen sollte. Alle Passagiere lagen im Schlaf, und der Zugführer wurde aufgefordert, sie nacheinander zu wecken. Die Räuber drohten den erschreckten Passagieren, sich ruhig zu verhalten, widrigenfalls sie erschossen werden würden, und forderten sie zu gleicher Zeit auf, ihr Geld und ihre Wertsachen herauszugeben. Die Beute der Räuber bestand in ungefähr $100 in Geld und in einer Anzahl goldener Uhren und Schmucksachen. Der Raubanfall erfolgte ein paar Minuten vor ein Uhr heute früh. Fays Leiche wurde an der Station Hugo vom Zuge entfernt, um nach Denver geschickt zu werden. Dem Zugführer, welcher gezwungen war, einen Sack zu halten, während die Räuber die Passagiere ausplünderten, wurde seine Uhr weggenommen, als er aber die Räuber bat, sie ihm zurückzugeben, damit er seinen Zug rechtzeitig befördern könne, erhielt er die Uhr zurück. Nachdem die Räuber die zwei Schlafwagen ausgeplündert hatten, forderten sie den Zugführer auf, die Signalleine zu ziehen, der Zug aber fuhr so rasch, daß die Räuber nach der Station Hugo gebracht wurden, ehe der Zug langsam genug fuhr, damit sie abspringen konnten. Sie zwangen den Zugführer, vor ihnen den Zug zu verlassen, damit, wenn einer der Passagiere ihnen aufgelauert haben würde, sie ihn erst erschossen haben würden. Nachdem die Räuber den Zug verlassen hatten, befahlen sie dem Zugführer, nach dem Zuge zurückzukehren.

Frl. Shaw von Denver, die auf dem Zuge reiste, kam heute morgen in Salina an. Sie sagte, alle Passagiere hätten, als die Räuber in den Wagen kamen, geschlafen und nur wenige der Passagiere hätten gewußt, was vorging, bis sie von den Räubern geweckt wurden. Als die Räuber an ihren Schlafabteil kamen, wurde sie mit vorgehaltener Pistole aufgefordert, sich ruhig zu verhalten und ihre Wertsachen auszuliefern. Mit großer Geistesgegenwart öffnete sie ihr Geldtäschchen, ließ eine Anzahl Geldscheine herausfallen und überreichte dann die Tasche mit dem darin befindlichen Silbergeld den Räubern. Es gelang ihr ferner, ihre Uhr zu retten, die an ihr Kleid geheftet war, indem sie ihren Arm darauf legte.

Kansas City, Mo., 5. August.—Der Zug traf heute abend um 7 Uhr 30 Minuten mit über zwei Stunden Verspätung hier ein. Unter den Passagieren befanden sich Herr G. F. Buck und Frau von Denver. Herr Buck sagte: Es war eine höchst aufregende Geschichte. Ich wurde durch ein Geräusch aufgeweckt, das von der vorderen Plattform herkam. Da hörte ich, wie jemand sagte: „Rühren Sie sich nicht, sondern geben Sie Ihre Wertsachen her." Indem ich aufblickte, sah ich einen Revolver, der nicht sechs Zoll von meinem Gesichte entfernt war. Ich that, als hätte ich nichts gehört und überlegte inzwischen, wie ich das Geld, das ich hatte, verstecken könnte. „Her damit, geschwind!" lautete ein zweiter Befehl, worauf dann meine Frau unter das Kissen langte, ihre Geldtasche nahm und sie dem den Revolver haltenden Räuber hinreichte.

Der Räuber ließ die Geldtasche in einen Sack fallen und ging dann zum nächsten Abteil. Ein paar Minuten später hörte ich einen Schuß, mehrere ärgerliche Ausrufungen, und dann war eine Minute lang alles still. Der Schuß hatte den Passagier William J. Fay getötet. Seine Kühnheit hatte ihm das Leben gekostet. Als der Räuber ihn aufforderte, die Hände hochzuhalten, stellte er sich zur Wehr. Er öffnete seine Handtasche und entnahm daraus einen Revolver, ehe er ihn aber hochhalten konnte, hatte der größere der zwei Räuber einen Schuß aus seinem Revolver auf ihn abgefeuert. Der Schuß hatte Fay getötet, und in der durch die Mordthat entstandenen Aufregung waren die Banditen aus dem Wagen gerannt und vom Zuge herabgesprungen. Später zählten die Passagiere ihre Verluste zusammen, wobei sich herausstellte, daß die Räuber im ganzen nicht $20 erbeutet hatten.

St. Paul, Minn., 5. August. — Eine Spezialdepesche aus Pierre, S. D., sagt: Es sind hier Berichte eingetroffen von ausgedehnten Prairiebränden in Potter und Sully County, wodurch eine Unmasse Vieh und Heu zu Grunde gegangen ist. Die Hitze der letzten Woche übertraf alles bisher Dagewesene, indem die durchschnittliche höchste Temperatur 103 Grad betrug. Die höchste Temperatur war 118 Grad; fünf Tage hintereinander zeigte das Thermometer über 100 Grad.

Letzte telegraphische Nachrichten.

Washington, D. C., 6. August — Zwölfhundert Mann der vereinigten Streitmächte, die teilnahmen an dem Kampf gegen die Chinesen, sind in der ersten Schlacht teils getötet, teils verwundet worden. Die folgenden Kabelnachrichten wurden in Washington veröffentlicht:

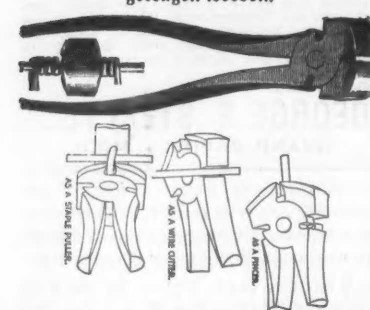
„Chefoo, den 6. Aug. — An das Flottenbureau, Washington, D. C. Die Briten berichten in unoffizieller Weise, daß die vereinigten Mächte die Chinesen in einer Schlacht bei Peitsang am Sonntagmorgen von 3 Uhr bis 10 Uhr 30 Min. angriffen. 1200 Mann wurden teils getötet, teils verwundet; meistens Russen und Japanesen. Die Chinesen ziehen sich zurück. Gez. Taussing."

„Chefoo, den 6. Aug. — An das Flottenbureau, Washington, D. C. Der Bericht wird offiziell bestätigt. 16,000 Verbündete griffen die Chinesen bei Peitsang am 5. Aug. mit Tagesanbruch an. — Gez. Remey."

Russell Haspenzieher und Drahtspleiße.

(Kneifzange.)

Sechs stählerne Werkzeuge an einem Stück, wiegt 1 Pfund und kann bequem in der Hüftentasche getragen werden.



Die obige Abbildung zeigt einige der Vorteile dieses nützlichen Werkzeuges, mit welchen es bei der Drahtzaunarbeit verwendet werden kann, doch kann es auch ein „Haushalts-Artikel“ genannt werden, da jedermann, der es gebraucht hat, sagt: „Kann nicht ohne dasselbe fertig werden, weder beim Hause, noch in der Scheune, noch auf der Farm.“ Es ist wohl bekannt, daß die meisten Zäune in diesem sowohl als im Auslande aus Draht gemacht sind und mittels Zaun-Haspen (staples) an den Pfosten befestigt werden.

Um den Zaun zu entfernen oder auszubessern, ist es notwendig, die Haspen herauszuziehen, wozu bis jetzt alte Aexte, Meißel, Beile, Hämmer und verschiedene andere Werkzeuge angewandt wurden, von denen keins zweckdienlich ist, und es war deshalb stets eine ermüdende und gefürchtete Arbeit, welche gewöhnlich zerrissene Drähte, ruinierte Werkzeuge und wunde Hände zur Folge hatte. Aus diesem Grunde wird die Arbeit von einer Zeit zur andern verschoben und der Zaun in einem schlechten Zustand gelassen.

Dieser Haspenzieher, mit seinen verschiedenen andern nützlichen Vorrichtungen, wurde speziell zu dem Zwecke gemacht, Haspen auszuziehen, Drähte zu schneiden, Drähte zu spleißen (zwei Enden miteinander zu verbinden) und Haspen einzutreiben, ja, man kann fast alle Arbeit damit thun, die bei der Errichtung, Erneuerung oder Ausbesserung von Drahtzäunen vorkommt, und man erspart den Preis desselben in einem Tage. Es macht das Ausziehen der Haspen so leicht wie das Eintreiben derselben. Dies Werkzeug ist aus gutem Stahl gemacht und garantiert, irgend eine Probe in der Arbeit zu bestehen, zu welcher es bestimmt ist. Es ist das einzige Werkzeug auf dem Markte, das die Arbeit zufriedenstellend thut.

Gebrauchsanweisung.

Um eine Haspe auszuziehen, fasse man dieselbe an einer der Zinken, entweder ober- oder unterhalb des Drahtes, aber niemals vor demselben. Dann drücke man die Schenkel der Zange fest zusammen, während man sie zu gleicher Zeit ein wenig auf- und abwärts bewegt, bis die Zinke der Haspe ganz in dem Einschnitt der Zange ist. Dann drücke man die Zange abwärts, wenn man die untere, und aufwärts, wenn man die obere Zinke der Haspe erfaßt hat, aber niemals gegen den Draht, da sie in dieser Weise ihren Zweck verfehlen würde.

Zur Spleißung bringt man beide Enden der Drähte vier bis sechs Zoll übereinander, dann faßt man sie wie auf dem Bilde zu sehen und windet die losen Enden um den Hauptdraht auf beiden Seiten der Zange, und man hat die beste und stärkste Verknüpfung, die gemacht werden kann.

Zur Anwendung der Hämmer, der Kneifzange oder des Drahtschneiders sind keine Anweisungen notwendig.

Der Preis dieser Zange ist $1.25 und wird portofrei überallhin versandt.

Alle Bestellungen adressiere man an

HOME & FARM SUPPLY CO.,
ELKHART, IND.

Ein neues Buch!

Randzeichnungen
zu den
Geschichten des Neuen Testaments.

Von **C. H. Wedel,**
Lehrer an Bethel-College,
Newton, Kansas.

Jedermann sollte dieses Buch besitzen. 96 Seiten. Preis, broschiert 30 Cents, gebunden 40 Cents. Zu beziehen durch
Mennonite Publishing Co.,
Elkhart, Ind.

Der Mittagsschlaf unserer Kleinen.

Es ist leider eine weitverbreitete Gewohnheit, die Kinder, welche nachmittags schlafen sollen, unausgekleidet ins Bettchen zu legen. Man ist in der Regel zu bequem, um das Kind an- und auszuziehen, und die Mutter weiß nicht, welches Unrecht sie an ihrem Liebling begeht, wenn sie das Ausziehen unterläßt. Die Kleider verhindern die freie Lage und das Ausdünsten des Körpers, bringen das Kind zum Schwitzen und ganz ermattet wacht es schließlich auf; anstatt erfrischt und durch den Schlaf gekräftigt zu sein, ist es schlecht aufgelegt und unmutig. Ist dabei noch versäumt worden, die Bänder und Knöpfe am Kleidchen zu öffnen oder wenigstens zu lockern, so sind Brust- und Unterleibsorgane während des Schlafes gepreßt, an ihrer freien Bewegung gehindert und das Atemholen und die Verdauung erschwert. Man sollte deshalb streng darauf halten, die Kleinen nur mit Hemdchen und Röckchen bekleidet zum Mittagsschläfchen ins Bett zu legen.

Sehr nützliche Bücher.

Folgende Bücher schicken wir portofrei an irgend eine Adresse des In- oder Auslandes gegen Empfang des angegebenen Preises:

Titel	Preis
Licht und Leben. Tägliche Andachten. Leinwand.	$ 1.00
Das Leben des John G. Paton. Missionar auf den neuen Hebriden. Leinwand.	1.00
Menno Simons Vollständige Werke. 1050 Seiten. Halbleder.	4.50
Märtyrer-Spiegel, oder der blutige Schauplatz der Taufgesinnten oder wehrlosen Christen. 1100 Seiten. Leder.	6.00
Dietrich Philipps Enchiridion oder Handbüchlein von der christlichen Lehre und Religion. Leder.	1.50
Ratschläge für Prediger. Spurgeon. Lwd.	1.00
Handbuch der Weltgeschichte. Blumhardt. Lwd.	.60
Christliche Kirchengeschichte. (Calwer.) Lwd.	.60
Hoffmanns Fremdwörterbuch. Gebunden.	.55
Hoffmanns praktisches grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Gebunden.	.55
Grimm Englisches und Deutsches Wörterbuch, mit Daumenregister. Lwd.	.50
Goßners Schatzkästlein. Gebunden.	.90
Starks Handbuch von Gebeten u. s. w. Lwd.	.75
Der Gegenwärtige Gnadenstand. Meyer. Geb.	.45
Worte der Weisheit. Spurgeon. Lwd.	.50
Geschichte der Bernischen Täufer. Ernst Müller. Halbleder.	1.75
Hofackers Predigten, über alle Sonn-, Fest- und Feiertage, u. s. w. Lwd.	2.50
Otto Funckes Werke. 20 Bände in 11 Bände gebunden. Lwd. Sämtlich	10.00
Die Schule des Lebens. O. Funcke. Lwd.	.75
Edelweiß. Erzählungen für jung und alt. Per Dutzend, in Heftchen,	.35

Man sende alle Bestellungen direkt an die
MENNONITE PUB. CO.,
Elkhart, Ind.

Anm.—Wir rechnen einen Dollar gleich zwei Rubel.

Sechzig Cents fürs Pfund Maulbeersamen.

Kleine Kinder können Maulbeersamen aufnehmen, und ein geringes Quantum bezahlt Euch die „Rundschau“ für ein ganzes Jahr. Hier ist Knaben und Mädchen eine gute Gelegenheit geboten, sich etwas Taschengeld zu machen. Bringt oder schickt den Samen an G. L. Klassen, Hillsboro, Kansas.

Eine sehr schöne und bequeme
Lehrer-Bibel
Enthält außer dem Alten und Neuen Testament eine Anzahl Abhandlungen über:
Wie sollen wir die Bibel studieren?
Die Inspiration der Heiligen Schrift.
Grundsprachen der Heiligen Schrift.
Jüdische Feste.
Die Stiftshütte und der Tempel.
Zeitrechnung des Alten Testaments.
Evangelienharmonien.
Biblische Länder- und Völkerkunde.
Konkordanz.
Siebzehn kolorierte Landkarten.
u. s. w., u. s. w.

Diese Bibel ist schön in Leder gebunden, mit Randklappen (Divinity Circuit), hat sehr deutlichen Druck und ist bekannt als „No. 121½“.

Preis, ohne Daumenregister, portofrei.................. $3.00
Preis, mit Daumenregister, portofrei.................. $3.50

Man sende alle Bestellungen an die
MENNONITE PUBLISHING CO.,
Elkhart, Ind.

An unsere Leser in Rußland.

Wer sich eines unserer Blätter „Mennonitische Rundschau“, „Herold der Wahrheit“ oder „Der Christliche Jugendfreund“ bestellen will, der kann solches bei einem unserer Agenten thun, der ihm am nächsten ist; dieselben sind:

Peter Jantzen, Gnadenfeld.
H. Borm, Chortitz
Jakob Enns, Sofiewsky Sawod.
Isaak Born, Lichtfelde.
Peter Rogalsky, Nikolajewka (Memrik).
Heinrich Plett, Alexanderfeld (Sogradofka).
P. Kroecker, Wassiljewka, St. Barwenkawo.
M Peters, Schönfeld, Gulaipol.
Johann Joh. Friesen, Alexandrowsk.
Heinrich Warkentin, Danilofka, Kurman Kemeltschi.
Alexander Stieda, Riga.
Johann Nickel, New York, Gouv. Ekaterinoslaw.

Man frage um Bedingungen an.

Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind., U. S. A.